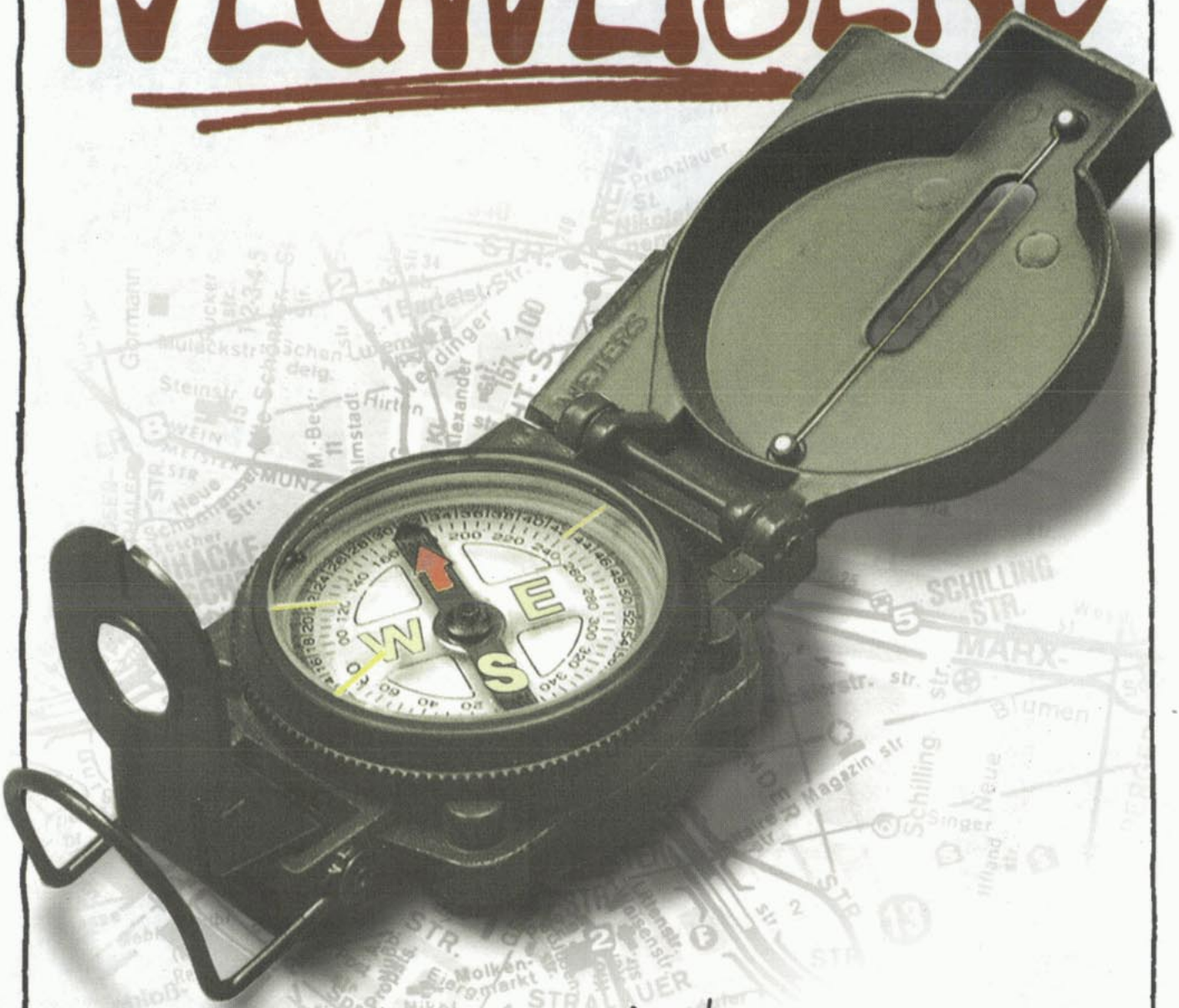
UnAufgefordert

Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Universität
Juni 2001 13. Jahrgang

die stadt bin ich

WEGWEISEND



Ob ganz nach oben,
bis ans Ende der Welt
oder nur mal kurz um die Ecke -
bei uns bekommt Ihr die Ausrüstung dafür.
Und natürlich kompetente Beratung.

CAMP 4

Ausrüstung für Travelling, Trekking, Bergsport und mehr...
Karl-Marx-Allee 32, in Mitte, U Schillingstr., Tel.: 242 66 34

oder: www.camp4.de

Editorial

Die entfremdete Studentin steht vor dem Sparkassenautomaten und bekommt nichts mehr. Und dann holt sie die kostenlose Mastercard der Sparkasse mit monatlicher Abrechnung heraus aus dem Portemonnaie und geht zu Reichelt und packt sich den Einkaufswagen mal so richtig voll.
Zu Beginn hat sie noch so ein gutes Gefühl und dann kommen die Depressionen. Sie träumt sich auf die Kanaren für fluffige 400 Mark. Oder gar eine Woche Florida für 600 Mark? Aktien kaufen, Porsche leasen und Poppen auf Sylt? Tagträumereien in pofeligen Studentenwohnheimen. Flucht unmöglich, gerade jetzt, mitten im Semester.

Der Sprung vom Uni-Gebäude?

Doch wir rufen Dir zu, arme Studentin, es gibt nicht nur MacGyver, der uns alle retten wird. Mittlerweile gibt es sogar Wirtschaftswissenschaftler, die sich mit Ethik beschäftigen, und auch in Adlershof geht es wieder bergauf mit neuen Ideen. Bei den Juristen ist Licht am Ende des Tunnels zu sehen, genau wie bei den Professoren, von denen wir eigentlich doch im Nachhinein gar nicht so gerne wissen wollten, dass sie in den Semesterferien nackt am Ostseestrand herumliegen.

Schiebe die Miserabilität des Lebens beiseite, arme Studentin!

Sieh Dich an, sieh Deinen Nachbarn an, schöpfe Hoffnung. Es gibt Menschen in dieser Stadt, die haben eine genauso hohe Pro-Kopf-Verschuldung wie Du. Auch wenn es banal klingt, aber diese Schuldenlast ist gleich verteilt auf alle Schultern, denn es gibt jemanden, der trägt Sorge für dieses Gleichheitsprinzip bei seinen Untertanen. Seid umarmt, Milliarden.

Frage nicht, was Deine Stadt für Dich tun kann, frage, was Du für ihn tun kannst.

Denn:
Selig sind, die da Leid tragen; denn sie sollen getröstet werden. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden. Selig sind, die im Geiste arm sind; denn ihrer ist das ganze Himmelreich.
Und wer Dich auf die eine Backe schlägt, dem biete die andere auch dar, und wer Dir den Mantel nimmt, dem verweigere auch den Rock nicht.

Und jetzt: das Wetter.

Uniwetter im Monat Juli

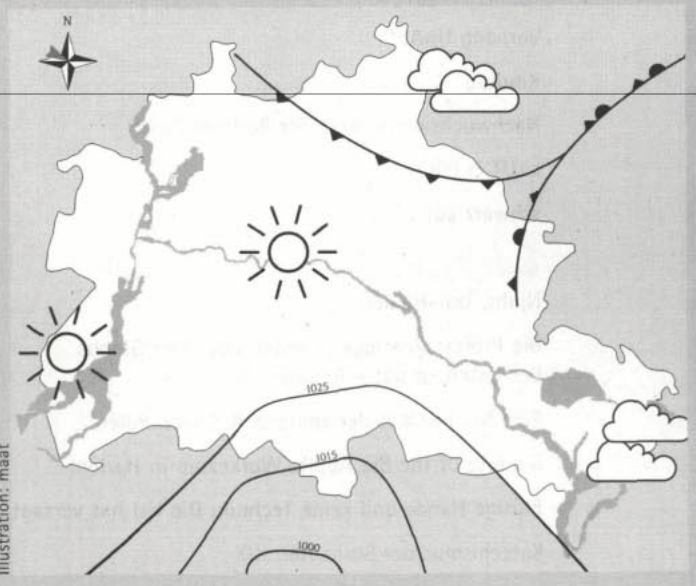


Illustration: maat

Wetterlage:
Nichts bleibt beständig. Die Wetterlage kann sich nicht entscheiden ob fünf Tage Sonne oder sieben Tage Wolken. Es könnte auch andersherum sein. Somit Vorsicht im Supermarkt, da Entscheidungsschwierigkeiten vor dem Joghurtregal auftreten!

Temperaturen:
Alles wird wärmer als im letzten Jahr, doch nicht so warm wie in den Neunzigern. Versprochen sind zehn Sommertage und davon drei über 30 °C. Hitzewellen und Deostrapazen, sowie hohe Ozonwerte sind nicht zu erwarten. Es bleibt hier überschaubar und typisch für einen mitteleuropäischen Sommer. Falls ihr Extreme sucht, hinfort gen Norden, Süden oder in die Farbsauna.

Leistungsprognose:
Hüpfen Studentinnen und Studenten nackt ins H2O, werden ihre Köpfe froh.

Das Uniwetter wird erstellt von Dr. Rainer Dettmann, Freie Universität Berlin. Wetterfee: kb

Inhalt

Politik

Njuhs, Kommentar, Bauvorhaben 5

Was die Wirtschaft braucht 8
Hochschulsparen auf Sächsisch

Fünf Meter für die Ruhe 9
Wer braucht die Tiefgarage unter dem Bebelplatz?

Wir wollen ein ganz normales Leben 10
Ein Stimmungsbericht über Adlershof

Gebt Adlershof eine Chance! 12
Ein Kommentar zu Adlershof

Zweite Plenarpause 14
Sabine Jünger erklärt wie man Volksvertreter wird

Gewalt oder Gewohnheit? 15
Der 23. Christopher Street Day in Berlin am 23. Juni

Studieren

Njuhs 16

Private kleine Kämpfe 17
An der HfS Ernst Busch begehren die Studenten auf

Zwei zurück und jetzt einen vor 18
Juristenausbildungsreform erstmalig in Sicht

Von Benin bis Berlin: Mit der HU in die Welt 19

Wissen

(Reise) Njuhs 20

Mahatma Gates: HU-Wirtschaftswissenschaftler und Ethik 21

Eine Lehrmeinung zu wenig: Hans Mayer – ein Nachruf 22

Rückzug ins Stadtrandgrün 23
Eine Ausstellung über Kleingärten in Potsdam

Die Himmler-Tochter und der schöne Toni 24
„Stille Hilfe" für NS-Verbrecher

Kultur

Njuhs, Weggehen 25

Vorhang UnAuf 26

Kinotag 27

Nachwuchswettbewerb für Berliner Bands 28

LAUT & leise 29

schwarz auf weiß 30

Leben

Njuhs, Uni-Helden 31

Die Professorenfinger streifen über den Globus 32
Der Osten ist out – Reisetrends 33

Eine Studienfaht der anderen Art nach Polen 34

Big bite of the Big Apple: Workcamp in Harlem 35

Blutige Hände und keine Technik: Die HU hat versagt 36

Katechismus der Studenten XIX 37

Metropolen in Deutschland 38

FANomene – Ein Brief an MacGyver 39

Rest

Tipps und Termine, Rätsel 40
Liebesbriefe, Impressum 42

Juniorprofessoren I

Das Bundeskabinett hat am 30. Mai einen Gesetzentwurf über ein neues Hochschul-Dienstrecht beschlossen. Kernpunkte des Gesetzes sind die Schaffung von Juniorprofessoren, die mit Mitte 30 ihre erste Anstellung haben sollen (gegenwärtig liegt der Durchschnitt bei 42 Jahren) und eine leistungsbezogene Gehaltsregelung für Professoren. Gegen das Gesetz, das nach den bisherigen Zeitplänen frühestens Anfang 2002 in Kraft treten kann, gibt es mittlerweile massive Proteste. Nach dem Deutschen Hochschullehrerverband hat nun auch der Hochschullehrerbund, in dem ein Drittel aller Fachhochschulprofessoren vertreten sind, gegen die geplante Leistungsbezahlung protestiert. Bayern hat „massiven Widerstand" gegen das Gesetz angekündigt, auch die Dienstleistungsgewerkschaft Verdi kündigte Änderungswünsche an. Berlins Wissenschaftsstaatssekretär Josef Lange (CDU) befürchtet, die Mehrkosten, die durch die geplante Dienstrechtsreform entstehen, könnten die Zahl der Studienplätze in Berlin bedrohen. Die vom Gesetz eingeräumte Möglichkeit, die Leistungszulagen variabel zu gestalten, werde einen Wettbewerb unter den Ländern um die „besten Köpfe" entfachen, dem Berlin finanziell nicht gewachsen sei.

Juniorprofessoren II

Die Humboldt-Universität (HU) möchte als erste deutsche Universität konkrete Voraussetzungen für Juniorprofessuren schaffen. Wie HU-Präsident Jürgen Mlynek am 31. Mai erklärte, werde die Universität in verschiedenen Fakultäten insgesamt 30 Professuren ausschreiben. Die dort angestellten Wissenschaftler werden aber zunächst als Angestellte geführt, da das neue Dienstrecht frühestens ab 2002 gilt. Ob die HU mit diesem Modell tatsächlich Neuland betreten kann, bleibt abzuwarten. Denn die Einstufung der Stellen in das Angestelltentarifsystem und die Vorgabe der Senatsverwaltung für Wissenschaft, die Stelleninhaber nicht höher als mit cirka 6.000 Mark Brutto (ca. 3.500 Mark Netto) zu entschädigen, macht die Stellen im Vergleich zur vom Arbeitsumfang ähnlich gelagerten Professur der untersten Gehaltsstufe C1 äußerst unattraktiv. Der Wunsch der Uni-Leitung, auf diesem Wege herausragende Nachwuchswissenschaftler zu gewinnen, werde sich mit diesem Modell kaum umsetzen lassen, meinen Kritiker.

Professoren brauchen keine Mehrheit

Die Freiheit der Wissenschaft wird nicht bedroht, wenn Professoren in einem Hochschulgremium nicht die Mehrheit haben. Das entschied das Bundesverfassungsgericht am 31. Mai 2001. Das Gericht lehnte damit die Verfassungsbeschwerde eines Kieler Professor ab, der gegen die neue Zusammensetzung des Konsistoriums (Konzil) geklagt hatte, in dem bisher die Professoren die absolute Mehrheit hatten, jetzt aber nur noch über ein Drittel der Stimmen verfügen. Das Gericht betonte, das Konsistorium sei kein Gremium, das sich ausschließlich mit wissenschaftsrelevanten Themen befasse, eine Mehrheit zugunsten der Professoren sei daher nicht notwendig (Aktenzeichen: 1 BvR 2206/00).

Studentenproteste in Nordrhein-Westfalen

Die seit April laufenden Proteste gegen die Politik der NRW-Wissenschaftsministerin Gabriele Behler (SPD) nehmen an Schärfe zu. Behler hatte in den Semesterferien mit den Hochschulen des Landes einen „Qualitätspakt" vereinbart, der den Hochschulen finanzielle Sicherheit garantieren soll, aber auch zusätzliche Einsparungen verlangt. Die Studenten werfen der Ministerin vor, sie sei nur an Einsparungen interessiert, statt die „wirklichen Probleme" zu lösen. Auf einer Demonstration Ende Mai vor dem Kölner Dom beklagten sich vor allen Dingen Pädagogikstudenten über schlechte Studienbedingungen mit überfüllten Seminaren und fehlenden Dozenten. Die Rufe der Landesregierung nach mehr Lehramtsstudenten seien angesichts dieser Situation ein Hohn. Die Studenten denken nach den Demonstrationen im April nun an einen Streik und rechnen damit, dass sich dieser zu einer Streikwelle wie im Herbst 1997 ausweiten könnte, als in Gießen der „Lucky Strike" begann.

Fusionieren oder privatisieren

Rund 600 Millionen Mark beträgt die Zusatzbelastung für die Haushalte 2001 und 2002 durch die Bankenkrise. Um

Kommentar zur Finanzkrise in Berlin

Raus aus den Schneckenhäusern!

Die aktuelle Finanzkrise Berlins, darin sind sich fast alle Kommentatoren und politischen Beobachter der Stadt einig, verdeutlicht eine Sollbruchstelle in der Politik der Hauptstadt – das Ende des alten Westberlin. Mit der Bankgesellschaft, deren Rettung als mehrheitlich landeseigene Bank mehr als ungewiss ist, werden auch die politischen „Knallchargen" des alten Westberliner Sumpfes abdanken. Wer nach dem noch Regierenden Bürgermeister Eberhard Diepgen (CDU) kommt, weiß niemand, wohl aber, was nach der jetzt anstehenden Neuverschuldung folgt: eine Neuauflage des Spardruckes, der Mitte der neunziger Jahre die Stadt erschütterte. Damals waren die Berliner Hochschulen die Opfer eines sparwütigen, doch konzeptionslosen Senats, der es schaffte, die Hochschulen in knapp zehn Jahren um mehr als eine Milliarde Mark zu schröpfen und so den angeblich heißgeliebten „Wissenschaftsstandort Berlin" mit Weltgeltung an den Rand des Abgrunds zu schieben.

Damit, so scheint es, ist noch lange nicht Schluss. Kaum in finanzieller Not, schielt die gegenwärtige Koalition aus SPD und CDU schon wieder nach den Hochschulen (siehe Njuhs). Dort zieht man gegenwärtig die Köpfe ein, niemand will sich zur gegenwärtigen Situation äußern. Gewiss, hinter geschlossenen Türen fallen deutliche Töne: Von der „Bananenrepublik Berlin" ist die Rede und dass die Hochschulen Berlins nicht mehr am Abgrund stehen, sondern bereits stürzen. Nur laut sagt niemand, was alle wissen: Diepgens geplanter Zukunftsfond zur Absicherung qualitativer Neuberufungen ist längst Makulatur, ebenso die Zusage versprochener Investitionen. Der Fortbestand der Hochschulverträge ist fraglich. Elf Jahre nach der Einheit hat die Hauptstadt kein Konzept für den „Wissenschaftsstandort Berlin", das interessiert hier auch keinen.

Wenn die Hochschulen der Stadt nicht wollen, dass sie erneut in den Sparstrudel Berlins geraten, müssen sie jetzt ihre Politik des Schweigens und reaktiven Handelns aufgeben. Nicht mehr Pressekonferenzen, jammernde Krisengespräche und zaghafte Kontakte zu Bündnispartnern sind gefragt, sondern eine konzertierte, ausdauernde Politik, die der Stadt deutlich macht, dass die Wissenschaft Berlins nun endgültig zu den letzten Zukunftschancen der deutschen Hauptstadt zählt. Gelingt diese Überzeugung nicht, dann ist wohl auch dieser Traum des „neuen Berlin" kurz vor seinem bösen Erwachen.

jot

Foto: maat

Die Bank
Ihres Vertrauens?

dieses gigantische Finanzloch wenigstens halbwegs abzufedern, sucht der Berliner Senat zur Zeit an allen Ecken nach Einsparmöglichkeiten – auch bei den Universitäten. CDU und SPD haben sich verständigt, bei den Uni-Klinika eine Summe von 100 bis 150 Millionen Mark einzusparen, nur über den Weg scheint man noch uneins. Während die CDU das FU-Klinikum Benjamin-Franklin privatisieren möchte, möchte die SPD die Standorte Virchow und Charité zusammenlegen. Wie dies in beiden Fällen konkret geschehen und zu kurzfristigen Einsparungen beitragen soll, wissen beide Parteien noch nicht. Unklar ist auch, ob diese Überlegungen entscheidend für den Fortgang der immer noch nicht abgeschlossenen Verhandlungen über die Verlängerung der Hochschulverträge ab 2002 sind. Eigentlich sollten die Verträge bereits Ende Mai unterschrieben sein, jetzt wird ein neuer Termin für den Abschluss der Verhandlungen zwischen den Senatsverwaltungen für Wissenschaft und Finanzen immer weiter hinausgezögert. Die Hochschulen hatten die Verträge bereits paraphiert, es fehlt noch die Zustimmung des Finanzsenators. Dessen Verwaltung versichert, die Hochschulverträge seien nicht von der Bankenkrise betroffen.

Niedersachsen schafft neues Hochschulrecht

Der umstrittene Entwurf für ein neues niedersächsisches Hochschulgesetz von Wissenschaftsminister Thomas Oppermann (SPD) hat am 31. Mai das Landeskabinett passiert. Oppermann möchte mit dem Gesetz die Umwandlung von Hochschulen in rechtsfähige Stiftungen ermöglichen, den Hochschulen mehr Entscheidungsfreiheit geben und das Präsidium an den Hochschulen in seinen Befugnissen stärken. Der Minister möchte bis zu fünf Hochschulen des Landes in Stiftungen umwandeln, um so neue Finanzquellen zu erschließen. Studentenvertreter bemängeln, das Gesetz schließe Studenten von einer stärkeren Mitbestimmung an den Hochschulen aus und öffne die Tür zur Einführung von Studiengebühren. Oppermann möchte mit dem Gesetz eine Verwaltungsgebühr von 50 Euro pro Semester analog dem Berliner Modell einführen und plant darüber hinaus eine Studiengebühr für Studenten über 60 Jahre in Höhe von 500 Euro pro Semester.

Brennende Barrikaden in Göttingen

Zu schweren Auseinandersetzungen zwischen der Polizei und vorwiegend studentischen Demonstranten kam es am 30. Mai in Göttingen. Im Umfeld einer Diskussionsveranstaltung mit dem bayrischen Innenminister Günther Beckstein (CSU) an der Universität Göttingen, zu der der RCDS eingeladen hatte, protestierten Studenten gegen den, so der AStA der Uni, „hervorstechenden Repräsentanten des staatlichen Rassismus" Beckstein. Nachdem eine Verhinderung der Veranstaltung durch Störung nicht gelang, blockierten die Demonstranten eine Straße und zündeten Barrikaden an. Die Polizei nahm einen Studenten vorläufig fest, verletzt wurde niemand. Der RCDS wollte mit Beckstein, dem CDU-Bundestagsabgeordneten Wolfgang Bosbach und dem Sozialwissenschaftler Bassam Tibi über das Thema „Ausländerrecht und Wissenschaftsstandort" diskutieren.

Studenten weiter in maroden Gebäuden

Der Investitionsstau im Hochschulbau hält an. Auch 2002 wird nach Berechnungen des Wissenschaftsrates bundesweit mehr als ein Milliarde für den Hochschulbau fehlen. Während Bund und Länder für den Bau und die Sanierung von Hochschulgebäuden sowie für die Anschaffung von Großgeräten nur 4,3 Milliarden Mark im nächsten Jahr bezahlen wollen, errechnete der Wissenschaftsrat einen Bedarf von 5,4 Milliarden. Dies führe, so der Vorsitzende des Wissenschaftsrates, der Berliner Mediziner Max Einhäupel, zu einer Verlängerung des Investitionsstaus an den Hochschulen und zu weiter schlechten Bedingungen für Studenten. Zwar seien die Hochschulen heute mit einer Auslastung von 117 Prozent weniger überlastet mit Studenten als noch vor zehn Jahren (144 Prozent), jedoch habe sich an den schlechten Lernbedingungen aufgrund maroder Gebäude kaum etwas geändert.

Studentensprechstunde im Ausländeramt, Sprachtest zu Hause

Die Berliner Ausländerbehörde möchte ihren Service für ausländische Studen-

ten verbessern. Ab Anfang Juni bietet die Behörde jeweils Mittwoch Sprechstunden speziell für ausländische Studenten an. Weiter müssen die Studenten bei der Verlängerung der Aufenthaltsgenehmigung nicht mehr persönlich bei der Behörde erscheinen, sondern können auch einen Bevollmächtigen beauftragen.
Der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) hat darüber hinaus einen Sprachtest entwickelt, mit dem Studenten schon in ihrem Heimatland den Nachweis über Deutschkenntnisse erbringen können. Bisher mussten sie dazu stets eine Prüfung in Deutschland ablegen. Der „Testdaf" genannte Test wird zunächst in 20 Ländern angeboten und kostet zwischen 180 und 220 Mark. Bei der Entwicklung des Tests orientierte sich der DAAD am englischen Toefl-Test. Weitere Informationen: www.testdaf.de

Autofreier Hochschultag

Auch dieses Jahr findet ein autofreier Hochschultag statt. Am 19. Juni werden an 40 Hochschulen in Deutschland Aktionen im Rahmen der Woche „Mobil ohne Auto" stattfinden. An der HU werden an diesem Tag alle Uni-eigenen Parkplätze nicht benutzbar sein, weiter gibt es eine Fahrraddemonstration Unter den Linden. Im Innenhof kann man sich weiter über den Stand der Verhandlungen zum Semesterticket informieren, abends werden Dokumentarfilme zum Thema Verkehr und Umwelt im Kinosaal gezeigt. Das vollständige Programm unter: www.refrat.hu-berlin.de/oeko

Ausländerbeauftragte Professorin und ein Fischimbiss

Personalia: Die Berliner Ausländerbeauftragte Barbara John wird Professorin des Instituts für Europäische Ethnologie an der HU. John ist seit 1981 Ausländerbeauftragte der Stadt. An der HU soll sie mit Vorlesungen und Seminaren zur weiteren Ausrichtung des Instituts für Europäische Ethnologie an aktuellen Problemfeldern mitwirken. Die Technische Universität hat nach langem Streit wieder einen Vizepräsident für Internationales und wissenschaftlichen Nachwuchs. Das Konzil der TU wählte am 30. Mai den Psychologen Bernhard Wilpert in das Amt. Die Landwirtschaftlich-Gärtnerische Fakultät hat in einem Festakt den Nestor des Studiengangs Fischwirtschaft, Prof. Werner Steffens geehrt, der im Mai seinen 70. Geburtstag feierte. Steffens war von 1958 bis 1999 an dem Institut. Aus Anlass der Feier gab es einen Fischimbiss.

jot

Barbara John, Ausländerbeauftragte Berlins

Wichtige Bauvorhaben an der Humboldt-Uni

Eine Legende geht ihrem Ende entgegen. Am Ende des Jahres wird der „Universelle Club", der Uni-Keller, wohl seine Pforten schließen. „Ja, so ist es", erklärt der Wichtige-Bauvorhaben-Experte Ewald-Joachim Schwalgin und beschreibt kurz die Baumaßnahme: „Wir müssen 2002 über dem Keller die Toiletten renovieren, außerdem soll es da einen neuen Aufenthaltsraum geben und für die Mensa-Frauen neue Duschen. Dazu müssen wir in den Keller und der jetzige Vertrag mit den Club-Betreibern endet sowieso Ende 2001. Die kriegen dann vielleicht die Professoren-Mensa." Und was kommt in den Keller? „Jaha", jubelt Schwalgin, „dort kommt das Krähenfuß hin. Die können nicht mehr im Ostflügel bleiben. Alle Veranstalter von Kongressen im Kinosaal regen sich über das Krähenfuß auf, damit ist dann Schluss." Na und, denken sich RefRat und Krähenfuß, vielleicht ist es ja da unten im Keller nicht so schlecht.
Und wer denkt an den alten Uni-Club? An die Legende Berlins? Seit 1977 ist der alte FDJ-Studentenclub an der HU, manchen gilt er längst als Kult mit seinem muffigen Ambiente und dem unsäglichen Essen. „Da haben wir immer daran gearbeitet", sagt Knut Eichhorn vom Klub und zählt die Kellerlegenden auf: Studentenfasching, Hochzeiten, Absolventenfeiern, Party am Freitagabend. „Oh ja", erinnert sich da der alte Humboldtianer und bricht sofort in Tränen aus: „Das könnt Ihr doch nicht zumachen!" Und der montagabendliche Säufer benennt die einzige Wahrheit über den Keller: „Wo sonst ist es so billig. Das Bier für zwei fuffzig!"
Aber vielleicht ist ja noch nicht Schluss: Sagen Sie mal, Herr Schwalgin, ist überhaupt Geld da für den Toilettenumbau?

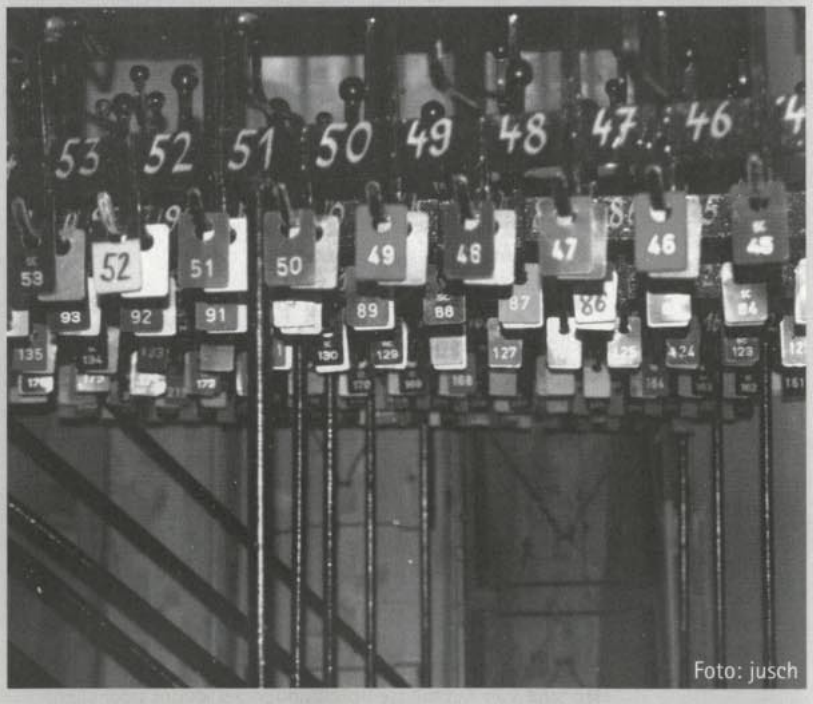


Foto: jusch

„Hmh, mal schauen. Vielleicht bauen wir auch erst Mitte 2002 oder erst im Herbst. Dann können die erst mal da unten bleiben." Gut so, es lebe die Legende!

jot

Was die Wirtschaft braucht

Hochschulentwicklungskommission Sachsen lässt bei Streichungen nur die Ingenieure außen vor

Neuester Trend in der Hochschulplanung und -entwicklung ist die Einrichtung sogenannter unabhängiger Expertenkommissionen, die Landesregierungen dabei unterstützen, geeignete Wege zur Mittelreduzierung im Hochschulwesen aufzuzeigen. Sachsen und Nordrhein-Westfalen sind die Vorreiter dieser Variation des Kürzungskampfes. Im folgenden soll auf die Arbeit der sächsischen Expertenkommission, der SHEK, näher eingegangen werden.

Die Mitglieder der Sächsischen Hochschulentwicklungskommission (SHEK) waren leicht düpiert, als die Sächsische Staatsregierung im Dezember vergangenen Jahres auch unter Berufung auf den Zwischenbericht der Kommission 1.700 Stellen an den Hochschulen des Landes einsparen wollte.

Dass jetzt die verständlichen Proteste, vor allem der Studierenden, auch die Mitglieder der Kommission traf, war nicht im Sinne der Erfinder. Die SHEK hatte sich ein Jahr vorher als dem politischen Tagesgeschäft völlig enthobenes Gremium mit historischem Auftrag konstituiert. Mit buchstäblich tausenden demonstrierenden Studierenden konfrontiert zu sein, ist für Hinterzimmerstrategen mehr als unerwünscht.

Die geplante Veröffentlichung des Abschlussberichtes verzögerte sich um drei Monate bis zum 27. März 2001. Die Proteste hatten gezeigt, dass die Schließung ganzer Fakultäten, optional ganzer Hochschulen, doch nicht so leicht vermittelbar sein würde, wie ursprünglich angenommen.

Als kleiner Seitenhieb auf den Schnellschuss der Staatsregierung wird im Bericht schon die Haushaltsplanung des Sommers 2000 als kontraproduktiv kritisiert. Doch das ist mehr als scheinheilig. Schon in der Erklärung zur Einberufung der Kommission heißt es: „Es müssen Wege aufgezeigt werden, wie auch die Hochschulen mit geringer werdenden Mitteln auskommen, ohne ihre Leistungsfähigkeit zu reduzieren." Übersetzt heißt das nichts anderes, als dass die Kommission eben zu dem Zweck berufen wird, vorgeblich nötige Kürzungen sachlich zu begründen. Die Frage, was am besten für die Hochschulen sei, stand nie auf der Tagesordnung der SHEK. Interessant ist die Tatsache, dass die Beurteilung der Kommission nicht auf der Grundlage ausführlicher Evaluation, das heißt qualitativer Bewertung, gefunden wurde: „Eine qualitative Begutachtung einzelner Fachbereiche, Institute oder Wissenschaftler wäre über das Mandat der Kommission hinausgegangen und ist nicht erfolgt."

Geisteswissenschaften pauschal gekürzt

Vielleicht die Sachkompetenz ihrer Mitglieder? Da hätten wir eine Professorin und 15 männliche Kollegen, sowie zur Abrundung des Bildes ein Vorstandsmitglied der Daimler-Chrysler AG, promoviert natürlich. Diese siebzehn Mitglieder wurden auf Vorschlag des Staatsministers für Wissenschaft und Kultur durch den Ministerpräsidenten Sachsens berufen. Zur Unterstützung ihrer Arbeit erhielt die SHEK vom Ministerium einen Geschäftsführer und eine Schreibkraft zugeteilt. Die schlichte Nichtrepräsentanz anderer Interessengruppen als der professoralen und privatwirtschaftlichen und die klare Aufgabenstellung durch die Staatsregierung machte das Ergebnis vorhersehbar. Lediglich die betriebswissenschaftlichen Zweige der Hochschulen sind von Kürzungsempfehlungen verschont geblieben.

In den Rechtswissenschaften werden noch Zahlen genannt (30 Prozent kürzen), bei den Geisteswissenschaften wird etwas globaler ausgeteilt. Die „Rechtfertigung der Ausstattung der Geisteswissenschaften" sei fraglich, heißt es da ganz unverblümt.

Erhebliche Drahtseilakte leisten sich die Apologeten der ökonomisierten Hochschulbildung. Es ist nicht leicht, Ingenieurswissenschaften höher als andere Bereiche zu bewerten, wenn dort die Studienplatz-Nachfrage ständig sinkt. Aber wenn es um die Lieblingskinder geht, werden auch die sonst so heiligen Marktgesetze ein wenig gebeugt. Dann wird der Abbau der Erziehungswissenschaften gefordert, die Auslagerung der Lehramtsstudiengänge aus dem regulären Hochschulbetrieb, den Kunstwissenschaften ein viel zu hohes Angebot bescheinigt, die Sprachwissenschaften zusammengestrichen und auch eine der zwei theologischen Fakultäten im Land soll geschlossen werden.

Das eigentlich gefährliche an der SHEK sind jedoch nicht die Kürzungsvorschläge im Detail, sondern der Vorgang der Umstrukturierung an sich. Während z.B. die Bewertung von Studienreformkonzepten aus der politischen Verantwortung von Hochschulen und Ministerien an zweifelhaft legitimierte Akkreditierungsagenturen delegiert wird, erlebt die langfristige Hochschulplanung ihre Auslagerung an nicht weniger ominöse Gremien wie die SHEK. Damit konform geht das Konzept der leistungsorientierten Mittelvergabe als kurzfristigem Steuerungsinstrument. Jede Diskussion über Aufgaben und Absichten von Hochschule und Bildung wird mit dem Verweis auf „Experten" und ihre Zahlenspiegel beendet. Lediglich die Studierendenproteste des Winters 2000 konnten an der Unantastbarkeit der Experten ein wenig kratzen. Substantiell jedoch haben auch sie nichts bewirken können. Die Kommission hat ihre Aufgabe trotzdem erfüllt.

Alle Zitate sind dem Abschlussbericht der Sächsischen Hochschulentwicklungskommission vom 27. März 2001 entnommen. Erhältlich beim Staatsministerium für Wissenschaft und Kultur in Dresden (www.smwk.de).

Daniél Kretschmar

COPY SHOP
COPY SERVICE
COPY CLARA
Inh. G. Kienast
im Internet unter
www.copyclara.de

- Kopien in s/w und Farbe
- Drucken in s/w und Farbe
- Großkopien bis A0
- Alle Bindungen sofort
- Diplom- u. Dissertationsarbeiten

Kopien s/w ab 6 Pfg. Farbe ab 65 Pfg.

Dorotheenstr. 90
10117 Berlin
Tel. 226 792 63
Fax 226 792 65

Fünf Meter für die Ruhe

Wer braucht die Tiefgarage unter dem Bebelplatz?

120 Meter lang, 60 Meter breit und 8 Meter tief – das sind die Ausmaße der Baugrube, die noch dieses Jahr auf dem Bebelplatz entstehen soll, und damit auch die ungefähre Größe der Tiefgarage, die dort gebaut wird. Fast 460 Autos sollen ab 2003 dort Platz finden, aber gegen das Projekt gibt es fast so viele Einwände wie dort jemals Wagen stehen werden.

Aber irgendwo müssen sie ja hin, die Autos. Das meint zumindest die Stadtverwaltung, und vor allem die CDU besteht darauf, dass Ersatz geschaffen wird, wenn der Parkplatz auf dem Mittelstreifen Unter den Linden nicht mehr zur Verfügung steht. Und dass der weg muss, zumindest darüber sind sich alle einig. Die Autos stören das historische Ensemble des Linden-Forums mit Staatsoper und Kommode und schneiden es optisch vom Universitäts-Hauptgebäude ab. Deshalb dürfen schon seit einigen Jahren die Autos nicht mehr auf dem Bebelplatz parken, bald sollen sie es darunter können.

„Autos, schön und gut, aber was ist mit den Anliegern?", ruft da das „Aktionsbündnis Bebelplatz", das vor allem aus Studenten der Juristischen Fakultät besteht, die direkt neben der zukünftigen Baustelle liegt. Eigentlich forderten sie nur eine faire öffentliche Diskussion mit allen Betroffenen, doch inzwischen ist ihr Ziel vielmehr die Verhinderung des ganzen Bauvorhabens.

Ein so großes Bauvorhaben bedeutet nun einmal eine Menge Dreck und Lärm, und das über mehrere Jahre hinweg. Nicht nur die Jura-Bibliothek, die zum Platz hin liegt, wäre dann so gut wie unbrauchbar, auch für viele der Seminarräume müsste dann ein Ersatz gesucht werden. Der Tiefgaragen-Investor Wöhrl+Bauer bietet zwar großzügig an, die Arbeitszeiten an die der Studenten anzupassen, doch ganz auf Nachtarbeit werden sie sich sicher nicht festlegen lassen. Immerhin plant die Bauverwaltung der Universität, die Bauphase auszunutzen, um Dach und Fassade der Kommode zu renovieren.

Doch damit nicht genug: die ganze Kommode ist in Gefahr, das fürchtet zumindest die Univerwaltung. Ihr könnte das selbe Schicksal drohen, wie dem Gebäude der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät, das durch angrenzende Bauarbeiten so instabil geworden ist, dass es bedrohliche Risse im Fundament bekommen hat und die Reperatur die Uni jetzt ca. zehn bis fünfzehn Millionen Mark kostet, die erst vor Gericht vom Bauherren erstritten werden sollen.

Die Kommode selbst bekommt im Moment bereits Probleme mit dem Grundwasser, das schon im Keller steht, allein durch die Neubauten an der Friedrichstraße. Zudem wurde das denkmalgeschützte Gebäude wegen des schlechten Untergrunds damals auf Pfählen errichtet, was die Sache nicht gerade sicherer erscheinen lässt. Immerhin ist geplant, eine Anlage an der Fassade anzubringen, die bei Einsturzgefahr Alarm gibt.

Rettet das Denkmal

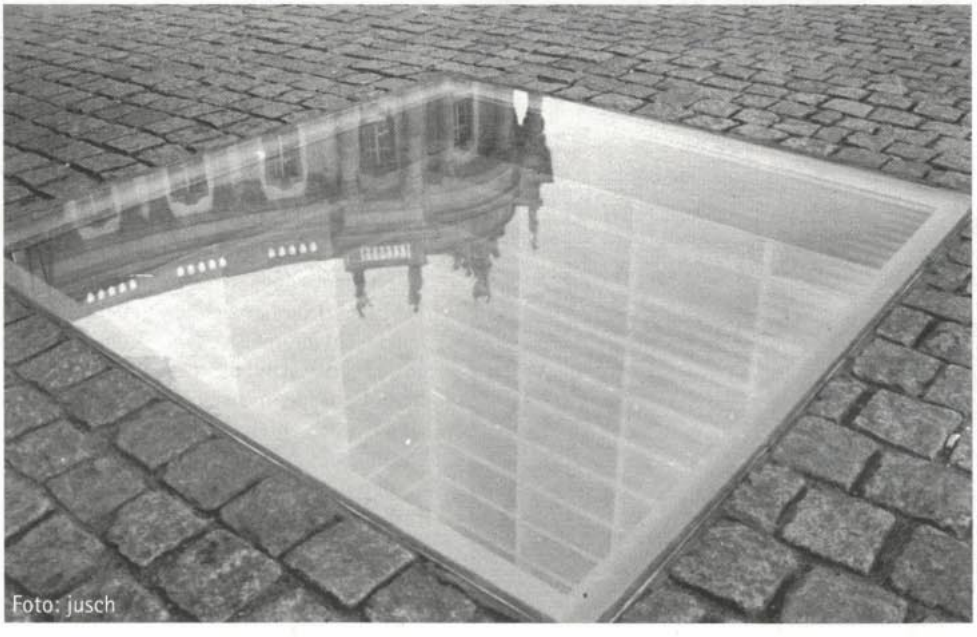
Doch darf man auf oder unter dem Platz überhaupt bauen? Schließlich ist es ein geschichtsträchtiger Ort, in dessen Mitte sich ein Denkmal befindet. Das fragt die Akademie der Künste Berlin-Brandenburg und der Künstler Micha Ullmann, der der Schöpfer des in den Boden eingelassenen Kunstwerks ist. Der hatte sich zwar mit der Tiefgarage einverstanden erklärt, wenn diese fünf Meter um sein Werk herumgebaut würde. Dann würde er es sich aber anders überlegen und drohte, seine Rechte daran zurückzufordern und das Mahnmal zu zerstören, falls die Stadt an dem Vorhaben festhielte. Inzwischen will er einfach nur für den Idealfall kämpfen, dass das Denkmal bleibt und die Garage gar nicht erst kommt. Denn immerhin erinnert das Denkmal an die Bücherverbrennung 1933 auf dem Bebelplatz und trägt den passenden Titel „Die stille Bibliothek". Wäre die symbolische Bedeutung nicht zerstört, wenn der Betrachter wüsste, dass es um die leeren weißen Regale im Boden gar nicht wirklich still ist, sondern Autos knattern?

Auch Studenten der Humboldt-Universität fühlen sich für den Platz verantwortlich, denn ihre Kommilitonen spielten bei der Bücherverbrennung im Nationalsozialismus eine maßgebliche Rolle. Die Studenten bemängeln, dass das Mahnmal drei Jahre lang nicht zugänglich wäre, obwohl es von den Bauarbeiten selbst ganz verschont bliebe und auch danach wäre es doch nie wieder das selbe wie davor.

Eine ganz andere Frage ist, ob jemals so viele Autos in der Tiefgarage parken werden, dass sie sich rentiert. 96 Plätze auf der Straße werden durch 490 in der Garage ersetzt und selbst mit direktem Zugang zur Oper ist es fraglich, ob es diesem Parkhaus anders ergehen wird als denen in unmittelbarer Nähe, zum Beispiel in der Dorotheenstraße, das nie ausgelastet ist. Die Stadtverwaltung brauchte mehrere Jahre, einen Investor zu finden, der unter den gegebenen Bedingungen bauen will. Denn nicht nur auf das Denkmal und den schwierigen Baugrund muss Rücksicht genommen werden, auch muss die Garage möglichst wenig das historische Stadtbild stören, so dass die Einfahrt nur hinter dem Platz, in der Behrenstrasse, gebaut werden kann. Nun will es also Wöhl+Bauer aus München versuchen. Ob das eine gute Entscheidung war, wird sich zeigen.

jusch

Weitere Informationen: www.bebelplatz-berlin.de



Die Ruhe vor dem Sturm. Das Bücherdenkmal auf dem Bebelplatz.

Foto: jusch

Wir wollen ein ganz normales Leben

Dem Frust in Adlershof wird mit diffusen Hoffnungen begegnet – ein Stimmungsbericht

„Das größte Projekt Berlins nach dem Regierungsumzug" nennt der Berliner Senat den Wirtschafts- und Wissenschaftsstandort Adlershof. Schon im Jahre 1991 wurde die Entscheidung getroffen, im Südosten Berlins einen Technologiepark zu verwirklichen, mit Platz für die naturwissenschaftlichen Institute der Humboldt-Universität. Nach rund zwei Jahren zum Teil schlechten Adlershof-Erfahrungen sind sich die Angehörigen der Institute für Informatik und Mathematik einig: So schnell ändert sich nichts.

Christine Titel, Doktorin der Biologie, hat etwas sehr Seltenes vollbracht. Sie hat eine Stelle in einer öffentlichen Institution bekommen, die eigens für sie geschaffen werden musste. Sie ist im Presse- und Öffentlichkeitsreferat der Humboldt-Universität (HU) für das Thema Adlershof zuständig. Die Notwendigkeit dieses Postens hatte sie in einer Hausarbeit gezeigt, die sie für die Prüfung zur Public-Relations-Beraterin verfasst hatte. Das Thema der im Juli 1999 fertiggestellten Arbeit: die Stimmung unter den Angehörigen der Institute für Chemie, Physik, Geographie, Psychologie und Biologie, die in den kommenden Jahren nach Adlershof umziehen werden und die Informationspolitik der Universität.

Dabei geht es vor allem darum, der Kritik am Umzug nach Adlershof offener zu begegnen, denn die hausinterne Kommunikation wurde laut Titel vernachlässigt. Das komplizierte Problem Adlershof müsste man ihrer Meinung nach mit professioneller Öffentlichkeitsarbeit bekämpfen. Für die Verbesserung der Kommunikation finanzierte die Management-Gesellschaft Wista, die den Wissenschaftspark Adlershof vermarktet, am Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit eine Halbtagsstelle. Und obwohl sie als Ausgangspunkt ihrer Untersuchung, zu der eine aufwendige Mitarbeiterbefragung gehört, Kritikpunkte wie die langen Pendelzeiten und die starke Isolation aufzählt, zögert sie nicht, den Institutsangehörigen, insbesondere den Studenten, fehlende Visionen vorzuwerfen. Geärgert hat sie sich etwa über den Kommentar eines Studenten im „Gästebuch" der Ausstellung „Adlershof goes Mitte", die bis zum 9. Juni im Foyer des HU-Hauptgebäudes über den Baufortschritt informierte: Einzig das Wort „Wüste" war dort zu lesen. „Das stimmt doch einfach nicht mehr! Da hat sich jemand nicht informiert", sagt sie und verweist auf das moderne Gebäude, in dem die HU-Institute untergebracht sind, und auf die neue Mensa, deren Name allerdings ironischer nicht klingen könnte: „Oase".

Café „Oase" in Adlershof

Foto: mue

Man muss Christine Titel zugute halten, dass sie mit ihrem Wunsch, an Adlershof auch Positives anzumerken, nicht vergleichbar ist mit den phrasendreschenden Adlershof-Vermarktern der Wista-Management-Gesellschaft, die schon heute die immer noch karge Wirklichkeit des Standorts in ihren Hochglanzmagazinen als blühende Landschaften hinstellen. Viel mehr bemüht Titel sich, die emotionsgeladene Debatte durch eine ehrlichere Informationspolitik zu versachlichen, wie die Mitarbeiterbefragung oder die Runden Tische, die sie mitorganisiert hat, zeigen. Dabei sind ihr allerdings enge Grenzen gesetzt.

„Das Thema ist hochkomplex", gibt sie zu bedenken. Im Vergleich mit den „üblichen" Problemen der Berliner Universitäten wie Geldknappheit und interne Konflikten heißt das: In Adlershof müssen sich noch mehr Akteure einigen. Neben den zahlreichen uniinternen Gruppen und dem Berliner Senat muss nun auch der Kompromiss mit der Wista gesucht werden, und die hat immer die Wünsche potenzieller Investoren vor Augen. Den Geldgebern soll ein auf Hochglanz polierter Standort präsentiert werden, an dem sich Top-Unternehmen niederlassen können. Studenten, die überall Kaffeebecher und Fahrräder herumstehen lassen, passen da nicht ins Bild.

Kein „zweites Krähenfuß"

Doch gerade die Mischung aus Wirtschaft und Wissenschaft ist es, wie immer wieder betont wird, die Adlershof so attraktiv machen soll. Momentan sieht es aber so aus, als ob sich beide Seiten eher aneinander reiben, anstatt voneinander zu profitieren.

Konkret wurde der Konflikt um die Vorstellung vom „Studentenleben" schon beim Einzug der Informatik ins „Wista-Business-Center" (WBC) im Jahre 1998: Die zwischen den einzelnen Gebäudeteilen liegenden Lichthöfe ließ die Wista absperren, weil sie befürchtete, dass Studenten die Glasflächen beschädigen könnten, die als Lichtkuppeln für die unteren Stockwerke dienen. Heute sind die Höfe geöffnet, und die Wista hat Warnschilder an die Geländer anbringen lassen.

Ähnlich stellen sich die Verhandlungen um zwei leerstehende Laborgebäude an der Rudower Chaussee dar, für die Studenten der Mathematik ein Nutzungskonzept vorgeschlagen haben. Ihr Fehler: Sie wollten darin unter anderem ein Café einrichten, betrieben von einem gemeinnützigen Verein, dessen Mitglieder Studenten sind. Es ist unklar, ob dieses Konzept eher der Wista ein Dorn im Auge war oder der Technischen Abteilung der Humboldt-Uni, deren Leiter als Intimfeind des studentisch verwalteten „SBZ Krähenfuß" im Hauptgebäude bekannt ist. Jedenfalls bemüht sich die Uni-Leitung inzwischen um die Gebäude mit einem eigenen Nutzungskonzept, das die Zuständigkeit des Referats für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit vorsieht und nach Angaben von Studenten erheblich von ihren eigenen Vorhaben abweicht.

Auch Professoren vermissen das lebhaftere Arbeitsklima des früheren Standorts Mitte: „Wenn ich abends nach 18 Uhr durch das Haus gehe, sitzt fast keiner mehr am Bildschirm", sagt Hans-Dieter Burkhard, Professor am Institut für Informatik, „das ist für unsere Studenten absolut untypisch." Für ihn sind sowohl der Wissenschafts- als auch der Wirtschaftsstandort vom stu-

Suchen Sie den Studenten! Tristesse in Adlershof

dentischen Leben abhängig: „Kreativität kann man nicht am Reißbrett entwerfen."

Taktisches Schweigen

Hans Jürgen Prömel, ebenfalls Informatik-Professor und als Vizepräsident für Forschung an der Humboldt-Universität seit rund einem Jahr für Adlershof zuständig, unterstreicht, wie sehr die Unileitung an studentischem Leben in Adlershof interessiert ist. Die Tatsache, dass Prömel im Gespräch das Interesse an studentischem Leben in Adlershof seitens der Uni-Leitung beständig betont, lässt erahnen, wie sehr die Uni-Leitung uneins ist mit dem Wista-Managment in bezug auf studentische Aktivitäten. Prömel vermied zähneknirschend eine öffentliche Distanzierung von der Position der Wista-Managment-Gesellschaft. Denn schließlich gilt es für ihn, in den Verhandlungen mit dem Berliner Senat der HU ein möglichst großes Stück vom Kuchen zu sichern und sich nicht kurz vor wichtigen Verhandlungen den Mund zu verbrennen, vor allem angesichts der katastrophalen und sich stetig weiter verschlechternden Haushaltslage Berlins.

Die bestehenden Sachzwänge, fordern er und auch Christine Titel, müssen Studenten, Professoren und Mitarbeiter anerkennen. Dazu gehört auch, dass schon im Jahre 1991 die Entscheidung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultäten für Adlershof unter politischem Druck geschehen ist und auch die weiteren Zusagen der Universität mit der Angst verbunden waren, die Naturwissenschaften ganz zu verlieren. Titel und die Unileitung wünschen sich, dass die Institutsangehörigen die Chancen des Umzugs sehen und die Probleme vor Ort aktiv bekämpfen helfen, anstatt sie nur zu beanstanden.

Mehr Studenten, mehr Leben?

Tatsächlich verhalten sich viele Studenten aber einfach nur pragmatisch, und das heißt unter anderem: Sie vermeiden es möglichst, die 50 bis 60 Minuten Fahrtzeit auf sich zu nehmen, um in ihr Institutsgebäude zu fahren. Stattdessen lernen sie zu Hause oder stellen ihren Stundenplan um: „Wir Lehramtsstudenten suchen uns inzwischen unser Veranstaltungen danach aus, ob sie in Mitte sind oder nicht", sagt Peggy, Mathematik- und Chemiestudentin im 10. Semester. Norbert, Mathe-Diplomstudent im 8. Semester, fährt dreimal pro Woche heraus. Er kann auch Positives nennen: Durch die relative Enge des Gebäudes findet er einzelne Personen oft schneller. Und er kann sich vorstellen, „dass es hier einmal schön wird".

Ähnliche Erfahrungen haben ihre Kommilitonen vom Informatik-Institut gemacht. „Lehramtsstudenten triffst Du hier nie", sagt Christian, 14. Semester Informatik. Wie so viele Beteiligte hoffen sie, dass die Situation besser wird, wenn mehr Studenten da sind, etwa im nächsten Herbst, wenn das Institut für Chemie sein neues Gebäude beziehen soll. Denn dann werden auch endlich Veranstaltungen des Grundstudiums angeboten und nicht nur die weniger besuchten Vorlesungen und Übungen im Hauptstudium. Eine weitere Hoffnung ist das Informations- und Kommunikationszentrum Adlershof (IKA), das als Bibliothek, Computerpool und Medienzentrum für alle Institute gedacht ist. Nach seiner geplanten Fertigstellung im nächsten Jahr könnte es ein Anlaufpunkt für Studenten in der Gegend werden.

Irgendwie erhoffen sich Lehrende und Lernende mit mehr Menschen auch ein angenehmeres Leben in Adlershof. Sie träumen von besseren Einkaufsmöglichkeiten und Kneipen oder Restaurants, denn die Mensa im Hause schließt täglich um 15 Uhr. Und wenn die beiden Informatikstudenten drei Wünsche frei hätten, sie müssten nicht lange überlegen: „Wir hätten hier in Adlershof gerne Frauen, wir hätten gerne einen Aldi, und wir hätten gerne ein ganz normales Leben."

mue

Gebt Adlershof eine Chance!

Kommentar zur Situation der Naturwissenschaften

Adlershof ist nicht urban, sondern provinziell. Der Geruch des kleinbürgerlichen Siechtums hängt nicht nur in der Umgebung des Wissenschaftssoziotops, sondern haftet bereits an allen neu errichteten Gebäuden. Sie riechen nicht nach Weltbürger, wissenschaftlichen Internationalismus und erwecken nicht den Anschein, als wenn von dort ein kulturelles Erbe zu erwarten sei. Vielmehr erscheinen sie in ihrer Dimension, Ausstattung und Lage als die Phantasie eines Kleingeistes, der nicht Horizont genug hatte, um die Erfordernisse einer modernen Wissensschmiede zu erkennen.

Verstrickungen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften bilden die Grundlage für eine Überführung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse in gesellschaftlich relevante Anwendungen. In unserer Mediengesellschaft kann keine naturwissenschaftliche These ohne mediale Präsenz bestehen, keine technische Neuerung ohne rechtliche Absicherung oder Vermarktung, ohne die Abschätzung sozialer Folgen, ohne Design.

In einer hochgradig ausdifferenzierten Wirtschaft werden fachliche Exoten zu begehrten Subjekten, die mit ihrem vielseitigen Verständnis Theorie in Relevanz umsetzen. Damit bei Humboldts nach dem Umzug nach Adlershof wieder Exoten für fachliche Interaktionen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften entstehen können, ist es längst an der Zeit, radikal umzudenken. Und dieses Umdenken betrifft nicht nur Teilbereiche des Universitätsalltags, sondern muss wie ein Sturm über die gesamte inneruniversitäre Landschaft hinwegbrausen und alle Vorurteile und Gewohnheiten hinwegfegen, um Platz für neue Modelle und Strukturen zu schaffen.

Adlershof contra Tradition

Grundlage für eine Zusammenarbeit ist ein Getrennt-Sein. Es bleibt Illusion, dass die naturwissenschaftliche Tradition der Humboldt-Universität in Adlershof fortgesetzt werden kann. Tradition heißt Verhaftet-Sein, Fortsetzung und Bewusstheit der eigenen Geschichte. Adlershof ist nicht der Ort der Geschichte im Sinne der Humboldt-Universität. Es gibt dort keine Zeugnisse, die einem bewusst machen, Teil der Geschichte dieser Institution zu sein. Der Campus Adlershof ist eine völlig neue Institution. Eine virtuelle Überlieferung kann einem nicht das Gefühl vermitteln, Teil einer Folge, einer Historie zu sein. Tradition muss man sehen, anfassen und spüren. Die Naturwissenschaften können in Adlershof keine Tradition fortsetzen, aber sie haben die Chance, eine neue Tradition zu begründen. Wenn sie sich dabei an Ideale und Gebräuche ihrer Mutteruniversität erinnern, spiegelt dies einen Prozess des Lernens und der Reflexion wieder.

Ein solcher Bruch setzt eine Emanzipation vom Stammhaus voraus. Realistisch betrachtet, können die naturwissenschaftlichen Fakultäten von den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften in Zukunft nur Blockade und Stagnation erwarten. Die Erfahrungen der letzten Jahre sollten genügen, um auch den letzten Zweifeler davon zu überzeugen, dass aus dieser Richtung Hilfe, Solidarität und Unterstützung, pragmatische Lösung von Problemen oder uneigennützige Anregungen nicht zu erhoffen sind. Ein Festklammern an bisherigen Strukturen wird eine Konsolidierung und Entwicklung des Campus Adlershof retardieren. Das betrifft vor allem Verwaltungsstrukturen, aber ebenso die Ressourcenverteilung und die Organisation der Lehre.

Aus zwei mach eins

Die beiden naturwissenschaftlichen Fakultäten sollten schleunigst ein einheitliches, geschlossenes Auftreten hervorbringen. Dies ist sicher am schnellsten durch ein Zusammenlegen der beiden Fakultäten zu einer Fakultät zu erreichen. Diese Fakultät kann effektiver arbeiten, wenn ihr eine straffe und vor allem anwesende Verwaltung zur Seite steht. Eine Verwaltungsautonomie in einigen Verwaltungseinheiten kann spezifisch für diese Fakultät anfallende Aufgaben ohne den bemessenden, abwägenden Balast einer gesamtuniversitären Sachbearbeitung erleichtern und beschleunigen. Aber vor allem sollte Autonomie in der Ressourcenverteilung erreicht werden. Im Vordergrund steht dabei natürlich der finanzielle Haushalt der Naturwissenschaften, aber ebenso die Verfügung über Räume, Personal oder Technik. Dabei geht es nicht nur um Planungssicherheit, sondern um sachkundige Verteilung der vorhandenen Mittel. Eine solche Sachkunde wird sich niemand mit Verwaltungssitz in Berlin Mitte zulegen. Vielmehr laufen die Naturwissenschaftler Gefahr, planerischen Unsinnigkeiten, Unbedachtheiten oder einfacher Unwissenheit zum Opfer zu fallen.

Um Fachkombinationen über beide Standorte studierbar zu gestalten, ist es vielleicht Zeit, sich von jahrhundertealten Studienmodellen zu verabschieden. Hauptproblem eines übergreifenden Studiums ist die Unvereinbarkeit einer effektiven zeitlichen Koordination mit der herkömmlichen Studienorganisation. Die Lehrveranstaltungen müssen zeitlich und räumlich flexibler werden. Als erstes sollte man sich von der Semesteraufteilung und dem Wochenstundenplan verabschieden. Blockbildung von Veranstaltungen können in viel größerem Maßstab durchgeführt wer-

Die HU in Adlershof

Innerhalb des Wissenschafts- und Wirtschaftsstandortes Adlershof (WISTA) sollen alle naturwissenschaftlichen Institute der HU ihren neuen Sitz im Süden Berlins erhalten. Bis zum Jahr 2007 sollen die Umzüge nach Adlershof abgeschlossen sein.

Dort haben den Lehrbetrieb bereits aufgenommen:

seit August 1998	Institut für Informatik
seit März 2000	Institut für Mathematik

Die weiteren Institute sollen in den nächsten Jahren folgen.

Die geplanten Umzugstermine sind:

Sommer 2001	Institut für Chemie
2002	IKA
2002	Institut für Physik
2002/03	Institut für Psychologie
2003	Geographisches Institut
2007	Institut für Biologie

den, als bisher geschehen. Bei vielen wissenschaftlichen Gegenständen ist der Lerneffekt durch zusammenhängendes Studium ungemein größer als die wochenweise Verabreichung von Wissenshäppchen. Bestimmte Zeiten des Kalenderjahres für Blockveranstaltungen könnten reserviert werden. Korrespondierende Veranstaltungen können zusammen in einem Block abgehandelt werden, zum Beispiel Kombinationen von natur- und geisteswissenschaftlichen Veranstaltungen, wo der gesamte Block komplett in Adlershof oder in Mitte durchgeführt wird. Ebenso ist es möglich, für Vorlesungs- oder Seminarreihen, in deren Natur der Wochenrhythmus liegt, gesamtuniversitär bestimmte Wochentage zu reservieren und die verbleibenen Tage für Blockveranstaltungen zu nutzen. Diese Anregungen für eine Neuordnung der Lehre sollen verdeutlichen, dass wir unseren Spielraum diesbezüglich noch gar nicht betreten haben, geschweige denn ausgereizt.

Anatomie der Naturwissenschaften

Die geographische Entfernung zwischen den beiden Standorten ist so immens und in absehbarer Zeit nicht zu verkürzen, weder durch schnellere Verkehrsmittel noch durch Telekommunikation, so dass ein Pendeln von vornherein ausgeschlossen werden muss und in keiner sinnvollen Planung auftauchen darf. Entweder zum einen oder anderen Standort einmal am Tag hinfahren und wieder weg muss für Lehrende genauso wie für Studierende gelten. Praktisch macht es keinen Unterschied, ob sich die Naturwissenschaften in Adlershof befinden oder irgendwo in Brandenburg. Die Ankopplung an den Universitätsteil in Mitte ist genauso aufwendig und unaufwendig, als würde die Technische Universität Cottbus der Humboldt-Universität zugeordnet.

Vergleicht man die desolate, universitäre Gedankenlage zum Umzug und zu seinen Folgen mit dem Baufortschritt und dem Zeitplan für die Übersiedlung, sollten die Naturwissenschaften aus ihrem politisch verabreichten Barbituralschlaf erwachen und das Zepter für die Organisation der Zeit-danach eiligst selbst in die Hand nehmen, bevor es jemand anderes widerwillig machen muss und ungenügend machen wird.

Marco van Dalen

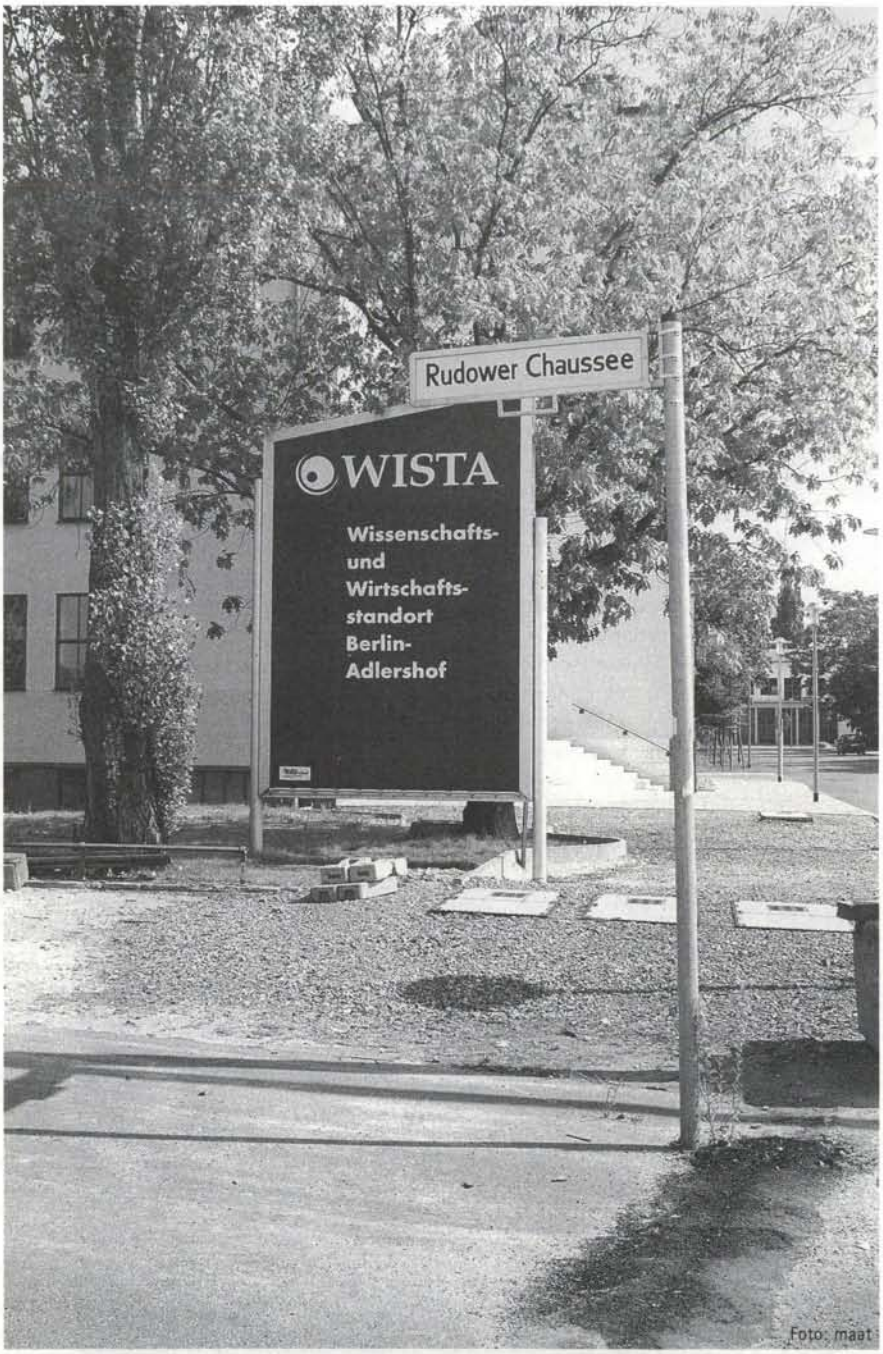


Foto: maat

Für Jugendliche und Studenten

Macht den Abflug ...

	Flugpreis	Endpreis
New York	489.-	627.-
London	185.-	271.-
Bangkok	876.-	951.-
Paris	260.-	304.-
Miami	621.-	759.-

...landet bei uns.

24 h online
Flüge suchen und selber buchen
Last Minute
Preisvergleich Pauschalreisen
Ferienhäuser

STA TRAVEL Partner

Hotline:030 861 70 51
Wilhelmsaue 134
10715 Berlin
Bahnfahrkarten
VBB Monatskarten
Bustickets
ISICard
.. bei uns sofort

GBFR-Reisen
das freundliche Reisebüro

www.Gbfr-reisen.de

Zweite Plenarpause

Frau Jünger, wie wird man Volksvertreter?

Knapp einen Kilometer von der Humboldt-Universität steht der Reichstag. Dort sitzen 669 Bundestagsabgeordnete und wir fragen uns: Was machen die da? Ist das wichtig? Müssen wir uns dafür interessieren? Lassen wir doch die Abgeordneten erzählen, was sie so machen. In der letzten Ausgabe erklärte Carsten Schneider (SPD), warum der Bundestag so uninteressant ist. Jetzt erklärt Sabine Jünger (PDS), wie man überhaupt in den Bundestag kommt.

Wie Mann Volksvertreter wird, weiß ich auch nicht, wohl aber, wie ich vor 7 Jahren dazu kam. Ungefähr so wie die Jungfrau zum Kinde, aber dafür gibt's wohl eher Erklärungen.

Ich habe zu Wendezeiten angefangen, Politik zu machen. Da war ich 16 und fing gerade an, aufs Abi zuzusteuern. Aber die Wende war da schon spannender und ich landete beim Neuen Forum, wurde erste SchülerInnenratssprecherin, war mehr auf Demos als in der Schule. Dann kam die Einheitseuphorie, die an mir deutlich vorbeiging. Fast alle meine LehrerInnen traten in die SPD ein, weil sie „schon immer dagegen gewesen sind". Das Neue Forum fusionierte mit der CDU und schwenkte Deutschlandfahnen – auch nicht mein Ding, Grüne und FDP gab's (und gibt's) bei uns in Mecklenburg-Vorpommern nicht. Blieb die PDS. Anfänglich besonders, um meine LehrerInnen zu ärgern – was mir auch sehr gut gelungen ist. Außerdem arbeitete dort ein Doktor der Mathematik und das war wahrlich nicht mein Lieblingsfach. So hatte ich jemanden, der mir bei den Hausaufgaben half, und ich verteilte im Gegenzug Infomaterial. Wir hatten viele Matheaufgaben, der Bundestagswahlkampf stand vor der Tür und so intensivierten sich unsere Kontakte. Über zahllose Gespräche und Kontakte kamen mir die Programmatik und die Menschen der PDS näher. Ich wurde dann schnell Landessprecherin der AG „Junge GenossInnen" der PDS MV, hab mein Abi geschafft, bin im Mai 1991 in die PDS eingetreten, hab zwei Semester Theologie in Berlin studiert, dann Rechtswissenschaften in Rostock, habe auf Kreis- und Landesebene in der PDS mitgemischt, Antifa-Arbeit gemacht, mich beim AStA im Referat für Homopolitik engagiert.

Foto: jusch

Sabine Jünger, 28 Jahre alt, kommt aus Parchim, studiert Rechtswissenschaften und sitzt seit 1998 für die PDS im Bundestag. „Im Bundestag sitzt sie in Lederhose oder Jeans." (Siegessäule, Berlins schwullesbisches Magazin) Sabine Jünger meint, im Bundestag gehe es ihr auch darum, „dass all unsere Abgeordneten sich einen ‚jugendgemäßen' Blick bewahren".

Irgendjemand muss es ja tun

1993 bin ich dann in den Landesvorstand gewählt worden. Kurz darauf haben wir einen „Jugendparteitag" gemacht. Dort wurde beschlossen, dass junge Leute für alle Parlamente kandidieren sollen. Und dann kam die berühmte Frage: „Wer?". Aber es rief keine/r „Hier!". Dann dachte ich naja, kannst du ja mal machen. Da war ich 20, und ungefähr mit dem Listenplatz hatte ich auch gerechnet. Es wurde dann Platz vier draus und das hieß: Sicher im Landtag. Dachte ich wieder, naja im Zentrum der Macht, da kannste was bewegen, verändern. Also ich mit meinen Docs (natürlich mit roten Schnürsenkeln) und grünen (oder lila – ich hab's vergessen) Haaren in den Landtag. Der Präsident wollte mich erst gar nicht reinlassen.

Dann brauchte ich erst mal Monate, um bei den Formalitäten durchzusehen. Formblatt A, Drucksache B, Kleine Anfrage, Grosse Anfrage. Jede Rede beginnt mit „Herr Präsident, meine Damen und Herren". Lüge darf mensch nicht sagen, aber Unwahrheit – so'n Quatsch. Aber dann hat's mir wirklich Spaß gemacht.

Ich war das absolute „Küken", sowohl in meiner Fraktion, als auch im Landtag. Selbst in allen anderen Landtagen gab es niemanden, der erst 21 war. Ich habe dann viel mit Vereinen, Verbänden und vor allem Initiativen zusammengearbeitet. Kleine Punker bevölkerten den Landtag. Ich kann also wirklich sagen, ich hab da für frischen Wind gesorgt. Im Innenausschuss, in den mich meine Fraktion geschickt hat, war ich die einzige Frau, der Rest ältere Herren in grauen Zweireihern. Schon bald leitete ich den Arbeitskreis Rechtspolitik meiner Fraktion, war für Jugend-, Drogen- und Homopolitik zuständig. Die meisten meiner Anträge wurden im Landtag abgelehnt, aber gelegentlich tauchten sie Monate später bei der SPD wieder auf. Späte Erfolge, aber immerhin.

Alles ist soo wichtig

1998 hab ich überlegt, ob ich aufhören und mein Studium beenden oder weiter machen will. Ich hab mich dann entschieden, für den Bundestag zu kandidieren. Meine Überzeugung – dass junge Menschen ihre Interessen selbst vertreten sollten – hat mich dabei begleitet. Meine Partei hat mich dann auf Platz zwei der Landesliste Mecklenburg-Vorpommern für den Bundestag gewählt. Wir haben einen engagierten Wahlkampf geführt und sind mit 5,1 % erstmals in Fraktionsstärke in den Bundestag eingezogen. Dort war ich in meiner Fraktion zwar wieder die jüngste, im Bundestag jedoch nicht mehr, was mich sehr freut.

Die vier Jahre im Landtag haben mir bei der Einarbeitung sehr geholfen. Hier ist zwar alles größer und auch sooo wichtig, aber Drucksachen sind Drucksachen und Anfragen sind Anfragen, egal ob in Bonn, Berlin oder Schwerin. Und jetzt habe ich schon sieben Jahre Parlament auf dem Buckel. Und Spaß macht's fast immer noch.

Sabine Jünger

Gewalt oder Gewohnheit?

Berlin feiert am 23. Juni seinen 23. CSD. Aber warum eigentlich?

Es war der Tag, an dem der Regenbogen starb. Zum letzten Mal schob das kleine Mädchen seine roten Schuhe unters Bett. Weit bin ich mit ihnen gekommen, dachte es sich, aber wohin haben sie mich gebracht? Das kleine Mädchen sah an sich herunter: Zu viel Fett, zu viele Falten, zu viele Fehlschläge. 47 Jahre lang gekämpft, nie zur Ruhe gekommen, bis heute. Aber morgen wird das kleine Mädchen ausschlafen können. Denn morgen ist Sonntag.

Als man Judy Garland am 22. Juni 1969 findet, weiß die Weltöffentlichkeit noch nichts vom tödlichen Cocktail aus Alkohol und Schlaftabletten. Sie erfährt später, dass sich die Schauspielerin mit einer Überdosis versehentlich ins Jenseits befördert hat – und mit ihr das kleine Mädchen aus dem „Zauberer von Oz". Nun sind Little Dorothy und ihre Darstellerin wieder vereint, „somewhere over the rainbow".

Das Begräbnis am darauf folgenden Freitag wird zum Fanal. In der New Yorker East Side defilieren knapp 5.000 Menschen an Garlands geöffnetem Sarg vorbei. Es kommt zu hysterischen Anfällen. Ein Mythos ist geboren. Er wird nicht der einzige bleiben an diesem 27. Juni 1969.

Christopher Street 53 im New York des Jahres 1969

Am Abend ist die Stimmung immer noch aufgeheizt, erst recht im Homoviertel von Greenwich Village. Das „Stonewall Inn", ein ziemlich mieser Schuppen in der Christopher Street 53, ist brechend voll mit Transen, Strichern, Lesben, Schwulen. „Scum" treibt sich dort herum, Abschaum, der sich einen Teufel um die Gesetze schert: dass Männer nicht mit Männern tanzen dürfen. Dass Alkohol nicht ausgeschenkt werden darf. Dass Frauen Rock und Bluse zu tragen haben.

Zustände, die kontrolliert werden müssen. Bei denen die Polizei schon mal kräftiger zulangt, wenn wieder eine Razzia in der Christopher Street ansteht. So auch an diesem Abend: die Cops stürmen das „Stonewall Inn", teilen Schläge aus, genießen ihre Macht, demütigen die „Perversen". Business as usual. Da fliegt plötzlich eine Flasche. Ein Aufschrei. Es folgen: ein Bierglas, ein Aschenbecher, ein Lippenstift. Und dann gibt es kein Halten mehr. Es gibt nur noch Wut, aber diese Wut ist nicht blind. Sie schlägt den Beamten ins Gesicht, mit Fäusten und lackierten Fingernägeln. Sie wehrt sich gegen die Abzockerei durch eine von der Mafia kontrollierte Szenewelt. Und sie richtet sich gegen eine Gesellschaft, die dem anderen alles gestattet, außer: anders zu sein.

Die Wut dauert zwei Tage. Und dann ist tatsächlich alles verändert. Schon ein Jahr später marschieren über 5.000 Menschen in Gedenken an diesen Aufstand durch New York. Im ganzen Land formieren sich Homogruppen. Ab jetzt fügt man sich nicht mehr, man fordert. Dem „CSD", wie der „Christopher Street Day" bald nur noch genannt wird, verdankt die moderne schwullesbische Bewegung ihren Urknall.

Endstation Gleichberechtigung?

Und auch ihren Zankapfel. Denn jeder erzählt die Geschichte ein wenig anders. Von ihrer Fortsetzung ganz zu schweigen: Inzwischen ist das 30. CSD-Jubiläum längst passé, die Bewegung hat das neue Jahrhundert erreicht und viele zeitgemäße Freiheiten dazu. In Deutschland ist der §175 abgeschafft worden, dafür liefert der Markt jetzt Spezial-Kühlschränke für homosexuelle Haushalte. „Konsum statt Ketten", könnte man hämisch einwerfen. „Ist doch nicht übel", erwidern nicht wenige. Und es werden immer mehr:

Beim allerersten Berliner CSD zog ein Trupp von 400 Menschen unter dem Motto „Schafft ein, zwei, drei, ganz viele Stonewalls" vom Savignyplatz zum Halensee. Das war im Juni 1979. Dieses Jahr dürften es über 500.000 Teilnehmende sein, die in fünf Stunden vom Ku'damm zur Siegessäule zuckeln werden. Die Bahn bietet Sondertarife für die wichtigsten CSD-Städte an, vor dem Berliner Abgeordnetenhaus wird die Regenbogenfahne gehisst und Bundestagspräsident Thierse hält die Hauptrede auf der Abschlusskundgebung: Es sieht so aus, als sei das schwullesbische Traumschiff in den Hafen der Gesellschaft eingelaufen.

Genau das stößt bei linken und studentischen Homogruppen auf Widerstand. Getreu der Devise „Wir wollen weder Nation noch Familie – Stonewall was a riot!" lehnen sie Homo-Ehe und Anpassung an Hetero-Strukturen ab. Im letzten Jahr hatte sich die HU-Queergruppe „mutvilla" zusammen mit anderen linken Projekten vom CSD-Zug getrennt und auf der Oranienstraße eine eigene Abschlussparty gefeiert. „Wir kritisieren vor allem die Vermarktung der Homobewegung", sagt Astrid Sauer von „mutvilla". Frühere politische Forderungen seien dabei unter die Räder gekommen. „Der eigene Rassismus in der Szene wird überhaupt nicht mehr zum Thema gemacht", so ihr Vorwurf an die Veranstalter.

Berlin stellt sich que(e)r gegen rechts

Michael Schmidt, Geschäftsführer des Berliner CSD-Vereins, sieht das anders: „Wir gestalten lediglich die Rahmenbedingungen. Ob der CSD dann politisch wird oder nicht, hängt einzig von den Teilnehmern ab". Mit seinem diesjährigen Motto „Berlin stellt sich que(e)r gegen rechts" dürfte der CSD-Verein auf ungeteilte Zustimmung stoßen. „Der CSD wird wieder politischer", heißt es stolz auf den Anmeldeformularen für die Demo-Wagen. Was angesichts der letztjährigen Losung nicht unbedingt schwierig ist: Bösartige Zungen beschrieben die 2000er-Parole „Unsere Vielfalt zieht an" als „tantenhafte Mischung aus Pralinenschachtel- und C&A-Reklame".

Jörg Wagner

Infos zum CSD:
www.csd-berlin.de
Infos zu mutvilla:
www.mutvilla.de

UB macht bis zum Herbst die Magazine dicht

Die Leitung der HU-Universitätsbibliothek (UB) hat die befristete Schließung der gesamten UB beantragt. Nach Auskünften des Direktors der UB, Dr. Milan Bulaty, wird die Bibliothek, wenn der Antrag bei der Uni-Leitung durchkommt, vom 1. Juli bis Ende September geschlossen werden. Eine zeitlich stark eingeschränkte Nutzung wird nur vom 2. bis zum 13. Juli und vom 3. bis zum 18. September möglich sein. In dieser Zeit kann nur auf die Magazinbestände zurückgegriffen werden, die seit 1990 angeschafft wurden. Der Ausleihbetrieb wird auch danach unregelmäßig bleiben. Seit Anfang Juni werden Bücher von der UB vorsorglich mit dem Rückgabedatum 11. November ausgegeben. Bulaty begründete die beantragte Schließung mit der Zusammenlegung verschiedener Außenbestände im zentralen Speichermagazin der UB in Reinickendorf.

Geschichte und Karriere an der FU

In diesem Semester stehen noch drei Veranstaltungen im Rahmen der Vortragsreihe „Berufswege – HistorikerInnen erzählen" an der Freien Universität (FU) an. Geschichtswissenschaftler, die in unterschiedlichen Bereichen Karriere gemacht haben, vermitteln dort Geschichtsstudierenden Tipps für ihre berufliche Zukunft: Am 14. Juni referiert Dr. Rosemarie Beier-de-Haan vom Deutschen Historischen Museum, am 21. Juni referieren Sven-Felix Kellerhoff (Berliner Morgenpost) und Daniel Haufler (TAZ) und am 28. Juni tragen der Unternehmensberater Michael Redies und der Publizist Bernd Ulrich vor. Jeweils donnerstags von 18 bis 20 Uhr finden die Vorträge in der Koserstraße 20 (1. Stock, Raum A 127) statt. Infos dazu erhaltet Ihr bei Jochen Schulze vom Fachbereich Geschichts- und Kulturwissenschaften unter Tel.: 83 85 31 68.

Karrierehilfe an der TU

Frauen in Natur- und Ingenieurwissenschaften sollen im neuen Hochschulkarrierezentrum Femtec GmbH der Technischen Universität (TU) gefördert werden, denn immer noch schreiben sich zu wenige Studentinnen in den technischen Fächern ein, ist die Abbrecherquote überdurchschnittlich hoch und gleichzeitig werden weibliche Fachkräfte in der Wirtschaft nachgefragt. Mit Workshops für Schülerinnen sollen Interessierte an Natur- und Ingenieurwissenschaften gewonnen werden, fachlich herausragende Studentinnen werden während des Studiums durch Planspiele, Praktika und Seminare unterstützt. Dieses Qualifizierungsprogramm ist auf zehn Semester angelegt. Jeweils zum Sommersemester startet die Fortbildung für Anfängerinnen, zum Wintersemester für Studentinnen im Hauptstudium.

Die Femtec GmbH wurde von der TU und der Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft e.V. (www.eaf-berlin.de) gegründet und kooperiert unter anderem mit DaimlerChrysler, Siemens und The Boston Consulting Group. Weitere Infos unter www.femtec-berlin.de.

wb und hm

Die Studienberatung gibt bekannt

Bewerbung zum Wintersemester

Eine Bewerbung für das Wintersemester ist nur noch bis zum 15. Juli möglich! Danach beginnt die Einschreibung für Fächer ohne Numerus clausus. Die Bewerbungsunterlagen und das „Studienangebot" sind im Studentensekretariat, Hauptgebäude Unter den Linden 6, Zimmer 1046 erhältlich.

Studienprobleme – Studienabbruch?

Zu dieser Thematik gibt es einen gemeinsamen Vortrag mit der Allgemeinen Studienberatung und der Psychologischen Beratung der HU sowie dem Hochschulteam des Arbeitsamtes Mitte. Es ist keine Anmeldung erforderlich. Termin: Donnerstag, 4. Juli von 16 bis 18 Uhr, Hauptgebäude Unter den Linden 6, Raum 2103.

ausbildung
mit zukunft
multimedia -, digital film- und audioausbildungen

wir bilden sie schnell und praxisgerecht aus
multimediakurse
> Bachelor of Arts in Multimedia Arts
> Multimedia Producer Diplom
> Multimedia Designer Zertifikat
berlin
[030] 49 86 00 54
kapweg 4
13405 berlin
audiokurse
> Bachelor of Arts, Recording Arts
> Audio Engineering Diploma
> Studio Sound Zertifikat
tag der offenen tür
am 9.9.2001
14-18 uhr
> internationaler abschluß (bachelor of arts)
> 25 jahre lehrerfahrung
> 32 schulen weltweit
> individuelle praxiszeit
> internationale anerkennung
> modernste ausstattung
SAE INSTITUTE
fordern sie eine kostenlose broschüre an !
WWW.SAE.EDU
Wien • Zürich • Genf • Stockholm • Mailand • Athen • Paris • Amsterdam • Rotterdam • London • Glasgow • New York
Nashville • Sidney • Melbourne • Brisbane • Adelaide • Perth • Hobart • Auckland • Singapur • Kuala Lumpur

Private kleine Kämpfe

Über Neuerungen der Unterrichtspraxis an der Hochschule für Schauspiel (HfS) „Ernst Busch"

„Wir wollen sie mit allem Rüstzeug unserer Kunst versehen, ihre ersten Schritte leiten und ihnen die leidenschaftliche Liebe schenken, die uns für diesen Beruf erfüllt." Mit diesem Auspruch beging der Begründer der Hochschule für Schauspielkunst, Max Reinhardt, die Eröffnung seiner Schule im Jahre 1905.

Auch heute noch bildet der jahrzehntelang gewachsene Lehrkörper das Herzstück dieser Schule, mit dem sie ihren hohen Anspruch an Studenten und die Lehre allgemein begründet. Die Gefahr bei langjährigen Traditionen jedoch ist die der Verkrustung, des Stehenbleibens, die einem so vitalen Medium wie dem Theater nun ganz und gar nicht entspricht.

Dieses System von Traditionalismus durch die Verhinderung neuer Ansätze dient am Ende nur noch sich selbst und hilft zuallerletzt den Studenten. Das Herzstück einer Theaterinszenierung bildet das Zusammenspiel von Regie und Schauspiel, die Symbiose der Lesart eines Textes und ihrer letztendlichen Darstellung auf der Bühne. Doch gerade diese Zusammenarbeit der beiden Disziplinen, die an der HfS „Ernst Busch" als gleichberechtigte Studiengänge angeboten werden, wurde bisher vom Lehrkörper nicht gerne gesehen.

Was mag der Grund dafür sein? „Private kleine Kämpfe!" meint Elena Breschkow, Regiestudentin im dritten Jahr. Und so sehen sich die Regie- und Schauspielstudenten, wenn es nach der offiziellen Studienordnung geht, einmal im ersten Semester im Grundlagenseminar Schauspiel und danach nie wieder. Von da an erarbeiten die Schauspielschüler ihre Szenen ausschließlich mit den Schauspieldozenten, während sich das Regie-Institut, das auch räumlich klar vom Schauspieldomizil getrennt ist, professionelle Schauspieler kauft, bzw. mit HdK-Studenten arbeiten muss.

Zuviel Eigeninitiative der Studenten haben die Lehrkräfte gar nicht gern

Skepsis der Schauspielabteilung gegenüber den Regiestudenten

„Die Skepsis der anderen Disziplin gegenüber besteht eher auf der Seite der Schauspiel-Abteilung" meint Harald Fuhrmann, Regiestudent „das Regie-Institut ist an einer Zusammenarbeit sehr interessiert!" Es gehe jedoch das Gerücht um, die noch nicht fertigen Regisseure würden die noch nicht fertigen Schauspieler verderben. In der Schulleitung sähe man es einfach nicht gerne, wenn Schüler mit Schülern arbeiten.

Im letzten Jahr startete das dritte Studienjahr Regie und Schauspiel mit dem ehrgeizigen Projekt, an der bat-Studiobühne sechs Inszenierungen zu produzieren. Veit Schubert, Schauspieldozent des dritten Lehrjahres, zeigte großes Vertrauen und übergab seine Studenten für ein Semester in die Hände des Regie-Institutes. Das hatte es in diesem Ausmaß seit mehr als zehn Jahren nicht mehr gegeben.

Allerdings blieb den Schauspielern durch die extreme Einbindung in die Studioinszenierungen am „bat" kaum mehr Zeit für das wichtige Einstudieren von Monologen, mit denen sie sich später um Engagements an den Theatern bewerben müssen.

Auch ist die Qualität der entstandenen Arbeiten sehr unterschiedlich, was den Unmut der Schauspieler errregte, die die Zeit im Nachhinein als verloren ansahen. Allerdings, wendet Schauspielschüler Sven Hönig ein, sei es am Theater später ja auch so, dass sich ein Schauspieler gegenüber einem Regisseur behaupten muss, der kein oder ein nur unklares Konzept hat und dass man durch diese Erfahrung ja auch lerne, den leeren Raum selbst auszufüllen.

Das kannst Du mit den Studenten nicht machen

Er musste diese Erfahrung glücklicherweise nicht machen, denn die Produktion, an der er mitwirkte, war die am meisten beachtete. Die Inszenierung von Taboris „Kannibalen", die am 16. und 17. Juni zum letzten Mal zur Aufführung kommt, pfercht zwölf Schauspieler auf einer Bühne zusammen und stellt die Nachempfindung des Lebens im KZ dar. Das ehrgeizige Projekt von Regieschüler Harald Fuhrmann wurde in seiner Anfangsphase oft mit dem Kommentar „Das kannst Du mit Studenten nicht machen!" quittiert. Beruhen die Vorurteile also doch auf Gegenseitigkeit?

Professor Völker, Rektor der Schule, bewertet das Experiment im Nachhinein jedenfalls positiv. Seiner Meinung nach habe sich die „Kooperation als gut erwiesen und dazu beigetragen, Vorurteile abzubauen."

Für die Zukunft schließt er weitere Kooperationen nicht aus. Jedoch nur unter der Bedingung, dass die „Qualifizierung des Studiums gewährleistet" sei und die Schauspieler nicht als „Übungsmaterial" verbraucht würden. Schließlich dürfe die Schule nicht zu einer „Offbühne" mutieren. Wirkliche Veränderungen brauchen eben Zeit.

dk

Zwei zurück und jetzt einen vor

Konsens in der Frage der Juristenausbildungsreform erstmalig in Sicht

Nachdem etliche Reformversuche, Juristen besser, praxisnäher oder auch billiger auszubilden, in den Sand gesetzt worden sind, scheint nunmehr eine kleine Reform zu gelingen. Es wird keine Jahrhundertreform. Aber derartige Vorhaben haben es in Zeiten des Föderalismus sowieso schwer. Dies gilt um so mehr in der Frage der Juristenausbildung mit ihrer kompetenzrechtlichen Sondersituation. Das Hochschulwesen ist Sache der Bundesländer, dagegen regelt der Bund den Zugang zu den juristischen Berufen. Dies wäre nicht weiter dramatisch, hätten sich die Anforderungen an die Berufsstände nicht so gewaltig verändert und eine Reform dringend notwendig gemacht. Die Ausrichtung des Studiums auf Justiz und Richteramt ist nicht mehr zeitgemäß; 80 Prozent der Absolventen werden Anwälte. Auf diese Tätigkeit bereiten aber Studium und Referendariat nur ungenügend vor.

Das zu ändern war Hauptziel bisheriger Reformversuche, vor allem des letzten Versuchs, ein Konzept für eine einstufige, praxisintegrierte Juristenausbildung zu entwickeln, den die Justizministerkonferenz der Länder (JMK) nach zweijähriger Arbeit wieder begraben hat. Immerhin wurde der Ausschuss zur Koordinierung der Juristenausbildung mit der Erarbeitung eines neuen Reformkonzepts, nunmehr auf der Basis des derzeitigen Ausbildungssystems, also der Zweistufigkeit, beauftragt. Obwohl diese Bedingungen wenig Gestaltungsspielräume eröffnen, gelang es dem Koordinierungsausschuss offensichtlich, ein kleines Reformkonzept zu erarbeiten, welches der JMK Mitte Juni zur Abstimmung vorliegen wird.

Wahlfachprüfung an die Uni

Der Ausschuss schlägt vor, die Ausbildung von Anfang an stärker berufsfeldorientiert und fächerübergreifend zu gestalten. Die Studieninhalte sollen um interdisziplinäre Schlüsselqualifikationen und internationale Bezüge erweitert werden. Die staatliche Prüfung soll sich auf die Pflichtfächer beschränken, die Wahlfachprüfung vollständig auf die Universitäten verlagert werden. Das Ergebnis soll zu 25 Prozent in die Gesamtnote der ersten Prüfung einfließen. Das Referendariat soll flexibler werden, die Wahlstation zwölf Monate betragen und Anwälte sollen künftig nur noch die werden, die eine zwölfmonatige Ausbildung bei einem Anwalt nachweisen können. Wer dies nicht bereits im Referendariat geschafft hat, kann die Zeit auch danach abarbeiten.

Ähnliches schlägt die Hochschulrektorenkonferenz vor. Zudem möchte sie das Credit-Point-System für alle Lehrveranstaltungen, die Verleihung des Bachelor-Grades nach dem 6. Semester, den vorgezogenen Abschluss eines Hauptfaches in der Ersten Staatsprüfung (Strafrecht oder Öffentliches Recht) nach dem 6. Semester durch Klausuren und mündliche Prüfungen auf dem Niveau selbiger einführen.

Parallel dazu hat die FDP-Bundestagsfraktion mit einem Gesetzentwurf vom Februar 2000 den Reformkurs auf Bundesebene angekurbelt. Das Bundesjustizministerium hat darauf hin ein Eckpunktepapier erarbeitet, das in weiten Teilen den Ergebnissen des Koordinierungsausschusses entspricht. Abweichend dazu soll die universitäre Wahlfachprüfung zu 40 Prozent Eingang in die Examensnote finden und eine zwölfmonatige Anwaltsstation für alle Referendare Pflicht sein. Die Bundesjustizminsterin Herta Däubler-Gmelin (SPD) scheint diese Vorstellung gerade auf neun Monate zu korrigieren.

Damit scheinen erstmals Bund und Länder, Fakultäten und Justizverwaltungen einen Konsens zu finden. Allerdings wurde die Rechnung bisher ohne die Finanz- und Wissenschaftsressorts der Länder gemacht. Das ursprüngliche einstufige Reformkonzept sollte durch die Streichung des Referendariats Einsparungen bis zu einer Milliarde Mark bringen. Durch die vorliegenden Konzepte sind Einsparungen ausgeschlossen. Ein weiterer Punkt, eigentlich der zentrale Punkt für alle Reformen des Jurastudiums, ist der des Curricularen Normwertes (CNW). Dieser beschreibt das notwendige Betreuungsverhältnis zwischen Studenten und Professoren und ist im Fach Jura der niedrigste. Dieser Wert wird von der Kultusministerkonferenz nahezu „freihändig" festgelegt und damit begründet, dass die Prüfungen im Fach Jura von den staatlichen Prüfungsämtern und nicht von den Professoren abgenommen werden. Auch wenn zu erwarten ist, dass der CNW bei der Übertragung der Wahlfachprüfung auf die Universitäten angehoben werden wird, weil die Belastung der Professoren zunimmt, wird es voraussichtlich nicht zu einer Angleichung mit anderen Studiengängen kommen und Jura weiterhin ein Massenstudium sein.

Für den großen Wurf, die vollständige Verlagerung der Ersten Staatsprüfung an die Universitäten, scheint der Zeitpunkt ungünstig, da man vor der Bundestagswahl keinen Krach mit den Ländern will. Es bleibt zu hoffen, dass dieser zweite Schritt spätestens in der nächsten Legislaturperiode folgt, denn sollte die Reform in den gefundenen Kinderschuhen stecken bleiben, wäre das fatal. Praktisch würde das dazu führen, dass noch mehr Studenten noch früher – vielleicht schon ab dem zweiten oder dritten Semester – vormittags zum privaten Repetitor gehen, um den Pflichtfachstoff für Zwischen- und Staatsprüfung zu bewältigen und sich nachmittags den interessanten Seminaren interessanter Professoren widmen. Repetitoren hätten noch größeren Zulauf und Hochschulprofessoren noch mehr die Möglichkeit, ihre Spezialgebiete zu pflegen. Dies kann von der sozialdemokratischen Bundesregierung nicht wirklich gewollt sein.

Susann Bräcklein

VIP Wissenschaftsberatung
für Studierende & Nachwuchswissenschaftler/innen

Beratung Karriereplanung Kurse Recherche Expertisen

- Betreuung von Dissertationen, Diplom- und Magisterarbeiten
- Unterstützung von Frauen im akademischen Beruf
- Redigieren englisch- und deutschsprachiger Texte
- Beratung zu Studien- und Forschungsaufenthalten im Ausland
- Formal- technische Bearbeitung von Manuskripten

Dr. phil. Virginia Penrose Kantstraße 162 D-10623 Berlin
fon: 030 / 886 776 31 fax: 030 / 886 776 27
e-mail: info@vip-wb.de www.vip-wb.de

Benin, Berlin, Mark Brandenburg

Mit der Humboldt-Universität kommt man überall hin

Exkursionen sind spannend und sinnvoll, meint man. Auf jeden Fall sind sie eine willkommene Abwechslung zum tristen Seminaralltag. Die Liste der Exkursionen, die von der Humboldt-Uni veranstaltet werden, ist lang und vielfältig. Hier ein Auszug aus dem Angebot von Argentinien bis Reinhardtsdorf und die Hintergründe für die Flucht aus dem Hörsaal:

Karneval in Ost und West

Herr Blask vom Institut für Europäische Ethnologie bot auch in diesem Jahr eine Exkursion zum Karneval in Ostdeutschland an. Es ging in die Karnevalshochburg Reinhardtsdorf in Sachsen. Im Rahmen eines Seminars über Feste wollte man hier dem Phänomen der neuen „Karnevalisierung" Ostdeutschlands nachgehen. Parallel verbrachte eine weitere Gruppe von Studenten die fünfte Jahreszeit in Köln. „In Reinhardtsdorf war es viel intimer, kleiner," erzählt Blask, „wir stellten uns die Frage, wie die Studierenden integriert werden könnten und wie man an die Leute rankommen könne." Die Studenten nahmen schließlich an einem Weckdienst teil, der die Dorfbewohner morgens um fünf aus den Federn warf, damit die Gaudi losgehen kann. Dann ging es weiter bis in die späte Nacht mit Karnevalsumzug und Maskenball. Für 2002 ist eine Veröffentlichung mit Fotos und Hausarbeiten geplant.

Die Berlin-Benin-Connection

Wer sich für ein Studium der Afrikawissenschaften entscheidet, ist wahrscheinlich von Natur aus fernreisebegeistert. So hatte Anfang des Jahres eine Gruppe Afrikawissenschaftler die Möglichkeit, an einer dreiwöchigen Exkursion nach Benin teilzunehmen, um an der dortigen „Université Nationale de Benin" mit den Gegebenheiten des Lebens und besonders auch des wissenschaftlichen Lebens vertraut zu machen. Das Institut für Afrikawissenschaften kooperiert seit längerem mit dem „Departement des Sciences de l'engagement et de la communication" an der Beniner Uni. Die Studenten lernten durch Besuche von Bibliothek, Mensa und Studentenwohnheimen die Arbeitsbedingungen vor Ort kennen und tauschten sich mit Beniner Studenten aus. Getrübt wurde der Ausflug allerdings dadurch, dass eine deutsche Studentin gleich zu Anfang krank wurde und ins Krankenhaus kam, um operiert zu werden. „Es war eine Gruppe, die mit sehr unterschiedlichen Erfahrungen zusammenkam," fasst die Exkursionsleiterin Fiedler zusammen, „so waren die Studenten, die zum ersten Mal in Afrika waren, natürlich beeindruckt von der Fülle der Eindrücke und von Zustand und Größe der Uni." Fiedler versucht, einen regelmäßigen Austausch zu organisieren. Letztes Jahr war ein Beniner Student an der Humboldt-Uni, jetzt gibt es einen Beniner Doktoranden. Bald soll in der Luisenstraße eine Wandzeitung über die Exkursion aufgehängt werden.

Vom Prenzlberg nach Hellersdorf

Katja Adelhof vom Institut für Geographie zeigt ihren Studenten regelmäßig, wie umweltorientierte Stadtentwicklung aussieht und zwar anhand der Berliner Bezirke Prenzlauer Berg und Hellersdorf. In Berlins jüngster Plattenbausiedlung Hellersdorf wird seit 1993 umweltorientierte Stadtentwicklung umgesetzt. Im Quartier „Grüne Mitte" zeigt sie den Studenten den „Grünen Hof", wo im Untergrund eine Wasserzisterne eingebaut wurde, die mit einer Teichanlage verbunden ist. Im Kienbergviertel kann man eine ökologische Mustersanierung bewundern. Für die Fassadensanierung wurden ausschließlich ökologische Materialien verwendet, die Wärmedämmung entspricht ökologischen Standards und das Klowasser kommt aus einer Zisterne. Im Altbauviertel Prenzlauer Berg wird eine Schule besichtigt, deren Hinterhofbegrünung zum Teil aus europäischen Mitteln mustergültig begrünt wurde. In der Prenzlauer Allee 230, für die Öffentlichkeit zugänglich, befindet sich ein weiterer Musterhof mit Teich, Kompost und reichhaltiger Bepflanzung. Schließlich gehört zum Rundgang noch ein Häuserblock am Teutoburger Platz, der mit Hilfe eines Blockheizkraftwerkes beheizt wird. Außerdem sollten die Studenten am Prenzlauer Berg, wo Grün- und Freiflächen knapp sind, diese nach Gestaltung und Nutzung beurteilen.

Mendoza / Argentinien – Ab in die Wüste

„Es gehört ja zum Geographiestudium, einen fremden Kulturkreis kennen zu lernen in Form einer großen Exkursion," erklärt Professor Peyke, denn er war im Oktober letzen Jahres mit einer Gruppe Studenten in Argentinien. Nach einem Vorbereitungsseminar über die Gegend und die sozialgeographischen Gegebenheiten ging es los in die Andenregion Mendoza mit einem Abstecher nach Chile. In Zusammenarbeit mit der dortigen „Universidad de Cuyo" erkundete die Gruppe die Gegend, die für Geographen besonders interessant ist, da sie als abgeschlossene Region in einer Wüstenlandschaft wie eine Oase, eine „Welt im Kleinen" sei, wie Peyke betont. Ein Thema war das Problem der Wasserversorgung sowie der Einfluss von Naturkatastrophen, denn Mendoza liegt in einem Erdbebengebiet. Die Kosten für die Exkursion betrugen über 3.000 Mark pro Person, die Uni steuerte 500 Mark Förderbeitrag bei. „Natürlich ist das teuer," gibt Peyke zu, „und es ist uns ein Dorn im Auge, wenn die Studenten nebenbei arbeiten müssen. Aber es gibt ihnen viel und eine Exkursion in die norddeutsche Küstenregion ist wegen der hohen Kosten für Unterkunft und Verpflegung auch nicht unbedingt billiger."

Davos – Ab in den Schnee

Im Rahmen des Studienganges Rehabilitationswissenschaften fuhr eine Gruppe Studenten im März in den Luxusskiort Davos. Aber nicht zum Skifahren, sondern, um dort die deutsche Klinik für Asthma, Allergien und Mukoviszidose (Stoffwechselkrankheit) samt der zugehörigen Schule zu besichtigen. Die Studenten lernten außerdem weitere pädagogische Angebote vor Ort kennen, beispielsweise Asthmasport oder Gesundheitserziehung. Zudem hatten sie die Möglichkeit, an Elternseminaren teilzunehmen und mit den Eltern zu diskutieren und Vorträge über Krankheitsbilder und Reha-Methoden anzuhören.

ro

SPEICHER
Freizeit • Arbeit • Camping • Survival
Discountladen Greifswalder Str. 216
Mo-Fr. 10.00-19.00 Sa. 9.00-14.00

(Reise-) Njuhs

Thrombose und Schrumpfhirn beim Fliegen

Der Flug zum langersehnten Urlaubsort kann ein gefährliches Unterfangen sein, wie britische Forscher der Royal Free and University College Medical School in London herausgefunden haben. Einer Studie zufolge, die 200 gesunde Freiwillige einbezog, steigt nach Langstreckenflügen das Risiko für eine Thrombose an. Bei der Hälfte der Teilnehmer, die ohne Vorbeugemaßnahme flog, fanden die Forscher bei jedem zehnten Blutgerinsel in den Beinvenen, die bei manchem Urlauber schon zum Tode führten. Die andere Gruppe trug dagegen sogenannte Kompressionsstrümpfe, die verhindern sollen, dass sich das Blut durch langes, bewegungsloses Sitzen in den Venen staut. Und tatsächlich entwickelten sich bei keinem Strumpfträger derartige Blutgerinsel.

Auch wenn kanadische Forscher der McMaster University in Hamilton diese Studie mit Vorsicht genießen, da bisherige Vergleichsstudien zu weniger dramatischen Ergebnissen führten, ist Beingymnastik und der Stützstrumpf im Handgepäck auf langen Flügen unabdinglich.

Die Gefahr von Hirnschäden, vor denen nun auch Wissenschaftler der University of Bristol warnen, ist damit allerdings nicht zu bannen. Bei der Untersuchung von 20 Stewardessen, die fünf Jahre lang auf Langstreckenflügen, mit mindestens sieben Stunden Zeitverschiebung, eingesetzt wurden, schnitten jene, die dazwischen im Schnitt weniger als fünf Tage zur Erholung hatten, in Tests zum räumlichen Erinnerungsvermögen deutlich schlechter ab, als die Gruppe, die durchschnittlich 14 Tage Pause hatte.

Bei den häufiger fliegenden Flugbegleiterinnen fanden die Wissenschaftler heraus, dass die zwei Hirnbereiche, die an Lern- und Gedächtnisfunktion beteiligt sind, der rechte Schläfenlappen und der Hippocampus, deutlich kleiner als bei den anderen waren. Zudem fand sich eine erhöhte Menge des Stresshormons Cortisol im Speichel. So sollten Reisewillige sich genug Pausen zwischen dem Bereisen von Ländern mit unterschiedlichen Zeitzonen gönnen. Doch warnen die Wissenschaftler nicht nur vor häufigen Jetlags, sondern vor allen längerfristigen Unterbrechungen des gewohnten Tag- und Nachtzyklus, weil diese die Gehirnstruktur verändern können. Vorsicht Ballermann!

Alte Schachteln und Giftcocktails in Luftmatratzen

Wer in die Sonne fliegt, kann sich nun nicht einmal mehr auf die Sonnenschutzcremes verlassen, fand das Frankfurter Verbrauchermagazin ÖKO-TEST heraus. Dabei stieß man bei Stichproben in den Regalen von Supermärkten, Parfümerien und Drogerien auf Cremes aus den Jahren 1994 und 1995, deren Qualität fraglich ist. Hersteller behaupten zwar, Kosmetikprodukte seien ewig haltbar, doch Untersuchungen aber haben ergeben, dass zu lange Lagerung die Wirkung des Sonnenschutzes und der Pflegesubstanzen beeinträchtigen kann. Außerdem sind die Konservierungsmittel zur Haltbarmachung zum Teil allergieauslösend und krebserregend. Das Problem ist, dass sich der Verbraucher nicht davor schützen kann, da die Produzenten weder ein Herstellungs- noch ein Mindesthaltbarkeitsdatum auf die Produkte drucken müssen.

Doch nicht nur der Erwerb von Ladenhütern kann gefährlich sein, ÖKO-TEST warnt ebenfalls vor Schnäppchenkäufen bei Luftmatratzen. Wer hier spart, zahlt mit seiner Gesundheit. 13 getestete preiswerte Luftmatratzen aus Warenhäusern, Strandshops und Versandhandel wiesen Schadstoffcocktails auf, die durch den Schweiß aufgelöst und dann über die Haut aufgenommen werden können. So fanden sich in den untersuchten Luftmatratzen leber- und nierenschädigende Weichmacher, giftige Schwermetalle und auch das hochgiftige TBT. Wer für die nächsten Urlaubsjahre Freude an seiner Luftmatratze haben will, sollte etwas tiefer in die Tasche greifen. Denn Matratzen aus Baumwolle, die mit Gummi oder Kautschuk beschichtet sind, sind nicht nur ungefährlicher, sie halten auch länger.

Gestresste Austern für erholte Urlauber

Wer Austern liebt, sollte bei seiner Wahl des Urlaubsortes vielleicht darauf achten, wo sich Austern noch in natürlicher Umgebung aufhalten. Denn französische Wissenschaftler von der Station Biologique Roscoff haben herausgefunden, dass die Tiere empfindlich auf Erschütterungen bei Ernte und langen Transportwegen reagieren. Muscheln, die kräftig durchgeschüttelt werden, erkranken besonders leicht an bakteriellen Infektionen, die den Mägen von Feinschmeckern schlecht bekommen könnten.

Stressbedingte Krankheiten waren bei Muscheln bisher unbekannt, eher machte man ungünstige Umweltbedingungen für solche Infektionen verantwortlich. Doch die Forscher haben in Tests mit jungen Muscheln, denen man den gefährlichen Erreger Vibrio Splendidus spritzte, bewiesen, dass Stress den Tieren überhaupt nicht bekommt. So legte man sie anschließend in eine rotierende Trommel, in der die Austern ähnlichen Erschütterungen ausgesetzt waren, wie bei der Qualitätskontrolle auf Austernfarmen, und musste beobachten, dass die durchgeschüttelten Tiere häufiger an der Bakterieninfektion starben als die in Ruhe gelassenen. Inwiefern sich eine stressgeplagte Auster auf den wohlgelabten Magen des Menschen auswirkt, soll nun untersucht werden.

Frauen gucken besser

Eine schwedische Online-Studie der Universität Halmstad will herausgefunden haben, dass Frauen Gesichter, die sie schon einmal gesehen haben, besser wiedererkennen als Männer. Den Unterschied begründen die schwedischen Wissenschaftler mit einer dafür genetischen Veranlagung der Frauen. Diese lassen sich von Äußerlichkeiten wie Frisur oder Mimik weniger ablenken als Männer. Wer also am spanischen Strand zufällig seine Professorin entdeckt, sollte sich bei Flirtversuchen eine gute Maskerade überlegen, um nicht später in der Vorlesung enttarnt zu werden.

Vorischt: Grillfleisch!

Balkonien ruft und die Grillzeit ist da. UnAuf rät: Kein Grund zur Entwarnung. Als ob gestresste Austern nicht genug wären, hier noch ein Klopper: Da die Grillzeit beginnt, kommt das nachgefragte Fleisch nicht direkt von frischen Tierleichen, sondern aus großen Kühltürmen. Und wann wurden die Steaks eingefroren? Richtig, in der Hochzeit der BSE-krise. Daher raten wir von der UnAuf: Gleich auf Vegi-Burger umsteigen! Jedes Reformhaus hat ein breites Sortiment an vegetarischen und veganen Köstlichkeiten. Und wem der piefelige Charme eines Reformhauses zu piefelig ist, der kann auch in einen beliebigen Bioladen gehen. Eine neue Umfrage hat übrigens ergeben, dass Vegetarier besseren Sex haben. Hoch die Tofu-Wurst!

jes und hm

Mahatma Gates

HU-Wirtschaftswissenschaftler diskutierten über Ethik

Ganz entgegen ihrem konventionellen Ruf lud die Wirtschaftswissenschaftliche Fakultät der Humboldt-Uni zu einem von Studenten organisierten Symposium zum Thema „Wirtschaft und Ethik – ein Widerspruch in sich?". Unter dem Motto „Mahatma Gates" diskutierten Wissenschaftler mit Managern und Politiker über ethische Unternehmenskultur, Datenschutz und Gentechnologie. Das Interesse an der zum Teil hochgradig besetzten Veranstaltung war groß.

Wer an der Humboldt-Uni Wirtschaft studiert, ist nicht unbedingt zu beneiden. Der Zeitplan im Grundstudium ist eng, der Druck auf die Studenten groß. Ein die Studieninhalte begleitendes kritisches Angebot existiert an der Fakultät nicht oder wird im Studienstress nicht wahrgenommen. Um so dankbarer wurde die Idee aufgenommen, eine Tagung zum Thema Wirtschaft und Ethik zu veranstalten.

Die Liste der Referenten reichte von Joseph Weizenbaum vom Massachussets Institute of Technology, der beim Bau des ersten Computers mitgewirkt hat, über Ernst Ulrich von Weizsäcker, dem prominenten Globalisierungsgegner und kritischem Wissenschaftler, und diversen Vertretern der Wirtschaft bis hin zu John C. Kornblum, dem ehemaligen Botschafter der Vereinigten Staaten in Deutschland.

Zu weites Themenspektrum?

Spannendes Thema, namhafte Referenten, interessierte Zuhörer: gute Voraussetzungen also für eine erfolgreiche Tagung. Die Veranstalter hatten sich bemüht, das Thema weit genug zu fassen, um auch fachfremde Studenten ansprechen zu können und der Tagung nicht den Charakter einer Lehrveranstaltung zu geben. Dabei wurden die Themen häufig nicht genau genug umrissen, entsprechend schwammig waren die Stellungnahmen. Mit den zwei Themensträngen „Fragen zur Ethik in der Informationsgesellschaft" und „Vorspung durch Ethik – Unternehmenskultur im Wandel" konnte das umfassend gewählte Thema nicht überzeugend eingegrenzt werden.

So schien der knapp 80-jährige Weizenbaum mit der inhaltlichen Vorgabe seines Vortrages nicht ganz einverstanden zu sein und beantwortete Fragen nach Datenschutz oder künstlicher Intelligenz entweder ausschweifend oder sehr verkürzt. Norbert Bensel, Vorstandsmitglied der DaimlerChrysler Services AG und Mitglied im Kuratorium der Humboldt-Universität musste sich dagegen kritische Fragen zur Unternehmensführung des Automobilherstellers gefallen lassen und war sichtlich genervt.

Die folgenden Diskussionsrunden ließen viel Platz für Fragen aus dem Auditorium, leider waren inhaltliche Auseinandersetzungen zu konkreten Punkten selten. Dem Vorhaben der Veranstalter folgend, nicht zu sehr ins Detail zu gehen, blieb es in der Diskussion um Gentechnologie bei der Aufzählung von Vor- und Nachteilen und eher allgemeinen Stellungnahmen. Dabei fiel die in der Enquete-Kommission des Bundestages „Recht und Ethik in der modernen Medizin" mitarbeitende Margot von Renesse auf, die sich dagegen wandte, Informationen über das Genom eines Menschen Versicherungen mitzuteilen. Das „Club of Rome"-Mitglied Weizsäcker wies wie erwartet auf die großen Gefahren der Genforschung hin.

Als echter Gewinn erwies sich Roger de Weck als Moderator. In der Diskussion über Unternehmenskultur und die Stellung des Menschens im Unternehmen ging es auch um die möglicherweise Konfliktpotenzial verringernde Funktion von Firmenbeteiligungen für Mitarbeiter. Diese machten es aber tatsächlich schwerer, Verantwortung zuzuordnen, waren sich einige Referenten einig. Alexander Samwer, ein „New Economist" und Mitbegründer der Jamba! AG, betonte, dass in Zukunft zusätzliche Fähigkeiten vermittelt werden müssten, um die vielen persönlichen Entscheidungen als Unternehmer oder als Mitarbeiter treffen zu können, auch in moralisch unklaren Situationen.

Organisation gelungen

Der Rechtsanwalt Helmut Nicolaus schlug als Handelsmaxime frei nach Immanuel Kant vor, seine eigenen Taten jederzeit zum allgemeingültigen Gesetz erheben zu können und danach seine persönliche Ethik auszurichten. Schließlich forderte der Gewerkschaftler Olaf Hoffmann mehr demokratische Strukturen in den Konzernen und neue Bilanzvorschriften. Es sollten auch Auswirkungen der Unternehmenstätigkeit auf Umwelt und Gesellschaft in den Jahresabschluss aufgenommen werden. Leider wurde an dieser Stelle nicht weiter diskutiert.

Die Studenten vom Veranstalter „Humboldt Forum Wirtschaft" waren mit dem Verlauf des nur in einem Semester organisierten Symposiums sehr zufrieden. „Wir sind auch der Fakultät dankbar, dass sie uns so unterstützt hat", sagte Thomas Natkowski. Und obwohl am inhaltlichen Konzept noch gefeilt werden kann, sehen vermutlich viele Volks- und Betriebswirte der HU dem nächsten „Humboldt Forum Wirtschaft" im kommenden Jahr mit Spannung entgegen.

mue

Foto: jusch

Vorsprung durch Ethik oder ehrliches Interesse an moralischer Unternehmensführung?

Eine Lehrmeinung zu wenig

Hans Mayer – Ein Nachruf

Der Literaturwissenschaftler und Ideologiekritiker Hans Mayer starb am 19. Mai im Alter von 94 Jahren. Seine Arbeit umfasst eine Zeitspanne von siebzig Jahren, beginnend mit Artikeln für eine Arbeiterzeitschrift in den zwanziger Jahren und abschließend mit seinen im Mai 2001 veröffentlichten Erinnerungen an Willy Brandt.

Der am 19. März 1907 geborene Mayer verbrachte die 20er Jahre als Schüler und dann als Student der Rechtswissenschaften. 1928 gesellte sich Mayer, der Sohn Kölner bürgerlicher Juden, zu den Sozialistischen Studenten, die einen Platz im links-sozialdemokratischen Milieu seiner Heimatstadt hatten und ab 1930 die Zeitschrift „Roter Kämpfer" herausgaben. 1933 war Mayer Gerichtsreferendar und damit angehender Jurist, jedoch wurde er nur Tage nach Abschluss seines Examens von Staatswegen entlassen. Kurz darauf musste er fliehen, zunächst nach Frankreich und anschließend in die Schweiz. Mayer erlebte seine Zeit im Exil in unterschiedlicher Weise. Konnte er zunächst für Horkheimers Institut für Sozialforschung schreiben und dann wenigstens an seinem ersten Buch „Georg Büchner und seine Zeit" arbeiten, wurde Mayer 1942 in ein Arbeitslager in der Schweiz gebracht. Verlassen durfte er das Arbeitslagersystem der Schweiz erst zweieinhalb Jahre später.

1963 von Leipzig nach Tübingen

Nach einem Zwischenstopp in der amerikanischen Zone, wo er beim dpa-Vorgänger DENA als Redakteur arbeitete, folgte Mayer 1948 dem Ruf der Leipziger Universität. Hier hat er 15 Jahre lang gewirkt. 1963 blieb er nach einer Reise in der Bundesrepublik. Kurz darauf wurde er an die Technische Hochschule in Hannover berufen, wo er lehrte und das germanistische Institut der Universität Hannover bis zu seiner Emeritierung 1973 aufbaute. Seit seiner Übersiedlung in den Westen lebte Mayer in Tübingen, wo er vor allem nach seiner Emeritierung die Zeit fand, Schriftsteller zu sein – der von ihm lang ersehnte Wunsch. Anfang der 80er Jahre schrieb Mayer seine Autobiographie, „Deutscher auf Widerruf", und zehn Jahre später veröffentlichte er seine reflexiven Bücher zur DDR, dem Turm von Babel und zur Wendezeit.

Hans Mayer: Erinnerungen an Willy Brandt, 80 Seiten, Suhrkamp, 2001, 24 Mark.

Hans Mayer: Ein Deutscher auf Widerruf. Erinnerungen Band I und II, Suhrkamp, 1988, 22,80 Mark bzw. 19,80 Mark

Wie diese Arbeiten im letzten Jahrzehnt zeigen, beschäftigte ihn im Alter die Zeit, die er in der sowjetisch besetzten Zone und anschließend in der DDR verbrachte. Als kritisch denkender Literaturwissenschaftler ohne Parteibuch, aber als bekennender Marxist Lukácsscher Prägung, erlebte Mayer den ideologischen Wandel der SED und die oftmals grobe wissenschaftliche und politische Dominanz der Sowjetunion in den ersten Jahren der Republik. Von Mayers ursprünglicher Hoffnung, die etwa durch den Schriftstellerkongress 1948 erzeugt worden war, blieb spätestens zu Beginn der Slansky-Prozesse und nach dem 17. Juni 1953 lediglich das „Prinzip Hoffnung", ein Prinzip, das Mayer sich von seinem auch nach Tübingen übergesiedelten Freund und Lehrer Ernst Bloch zu eigen machte und immer wieder betonte.

Die Entstalinisierung und das sogenannte Tauwetter in der DDR brachte Mayer zwar 1955 den Nationalpreis der DDR, aber spätestens nach dem Tod von Johannes R. Becher und Bertolt Brecht kam es zu einem Umschwung in der Wissenschaftspolitik der DDR: Bloch, ebenfalls Hochschullehrer an der Universität Leipzig, wurde zwangsemeritiert. Danach begann ein längerer, hauptsächlich von Leipziger SED-Kreisen betriebener Prozess der Ausgrenzung Mayers. Dieser Prozess wurde nach dem 13. August 1961 verstärkt, bis schließlich ein Schmähartikel der Universitätszeitschrift gegen ihn unter der Überschrift „Eine Lehrmeinung zuviel" erschien. Daraufhin verließ Mayer die DDR gen Westen.

Mayers Betrachtungen über die DDR blieben im Gegensatz zu vielen Wissenschaftlern und Personen des öffentlichen Lebens reflektiert und differenziert. Damit ist es ihm gelungen, über diese Zeit zu schreiben, ohne einseitig und von der Dialektik des Kalten Krieges behaftet zu wirken. Er pflegte einen ideologiekritischen Ansatz, wodurch er sich gleichzeitig in der Lage befand, vor allem die Machtinhaber um Walter Ulbricht zu kritisieren, aber auch bestimmte Personen und Momente dieser Zeit positiv – und oft sehr herzlich – darzustellen. Dies galt vor allem für Bertolt Brecht, Stephan Hermlin und Wilhelm Pieck, aber auch für viele andere Personen des öffentlichen Lebens in der frühen DDR. Sogar zum äußerst komplexen Leben des Dichters und späteren Kulturministers der DDR, Johannes R. Becher, konnte Mayer differenziert schreiben.

Mayer räumte seinen Erinnerungen an Thomas Mann und der unterschiedlichen Aufnahme dieses Schriftstellers bei Besuchen in Frankfurt am Main und Weimar zu den jeweiligen Goethe- und Schillerjahren viel Platz ein. Dabei stellte er nicht nur dar, wie Mann in Weimar – im Gegensatz zum Empfang in Frankfurt – gefeiert wurde, sondern er sprach auch ein Thema an, nämlich die mannigfaltigen deutschen Reaktionen auf die Emigranten der dreißiger und vierziger Jahre. Dieses Thema ist bis heute ein kontroverses geblieben.

Mayer blieb bis ins hohe Alter ein Außenseiter, aber einer, der seine stets unbequemen Meinungen über Literatur und Zeitgeschehen kundtat. Sie werden vermisst werden.

Bill Hiscott

Mitte
Mo-Fr 09-20h Sa 10-14h
Tucholskystrassse 15
10117 Berlin
Fon 282 85 57
Fax 283 54 26

Charlottenburg
Mo-Fr 09-18h Sa 10-14h
Goethestrasse 80
10623 Berlin
Fon 312 10 30
Fax 313 37 05

COPY CLARA U. Karasch & S. Kobis email: copy-clara-gbr@t-online.de
FOTOKOPIEN COPY SERVICE
A4 bis A0 S/W und Farbkopien Digitaldruck Bindungen Faxservice Laserdruck Laminieren Broschürenerstellung

Rückzug ins Stadtrandgrün

Hundert Jahre Kleingarten: eine Ausstellung in Potsdam

Hektisch ist die Welt. Unablässig raffen die Menschen Zeit, überall sind sie in Eile. Überall? Nein, es gibt noch Orte der Ruhe und wer will, der kann sich derzeit im Potsdamer Filmmuseum an einen solchen entführen lassen. Während draußen auf dem Buga-Gelände Primel-Bataillone ehemaliges Kasernengelände erobert haben, bemüht man sich im Inneren des barocken Marstalls um die Kulturgeschichte einer Institution, der das Attribut „deutsch" so unlösbar anhaftet, wie dem Gartenzwerg die Zipfelmütze: der Kleingarten.

Von den einen als Synonym vermeintlich deutscher Tugenden geliebt, von anderen aus dem selben Grund verachtet und flugs in die Trias Kleinmut, Kleingeist, Kleingarten eingereiht. „Laube, Liebe, Hoffnung" heißt hingegen die kleine Ausstellung, die eine Expedition in jenes unbekannte Archipel verspricht, dessen Inseln „Gemütliches Heim", „Gemütlichkeit III" oder „Unverzagt Fliederweg" heißen. Wer hätte es gedacht: Die Laubenkolonie ist eine moderne Erfindung, ebenso wie Eisenbahn und Telefon. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, als erstmals mehr Menschen in den Städten als auf dem Lande lebten und die Schornsteine in nie gekannte Höhen wuchsen, verhalfen Wohnungsnot und Armut der neuen Wohnform zu zweifelhafter Popularität. Die aus den Provinzen in die Industriezentren strömenden Arbeiter ließen sich in Barackensiedlungen nieder, die jederzeit für Neubauten abgerissen werden konnten. Aber seine fragile Existenz bot dem Kleingärtner nicht nur Einschränkungen. Kohl und Karnickel erleichterten ihm das Überleben, ein paar Hecken und Blumen schufen die Illusion von Natur. Seine relative Unabhängigkeit von den Zwängen einer sich industrialisierenden Gesellschaft, die das Wort Arbeitslosenversicherung erst zu buchstabieren begann, war es wohl auch, die den Kleingärtner so stolz auf sein improvisiertes Paradies machte. Ein Blick aufs Foto zeigt das kleine Glück im Sommerabendlicht. Ruhe ist des Kleingärtners erste Bürgerpflicht und sein größtes Vergnügen. Saat, Blüte und Ernte bildeten die Konstanten in unsicherer Zeit.

Zwischen Utopie und Biedermeier

Unter den ersten Kleingärtnern waren nicht nur Tagelöhner und Arbeitslose, sondern auch Aussteiger und Weltverbesserer, die vegetarisch aßen, für eine Bodenreform eintraten und das naturverbundene Leben probten. Die Gründer der Obstbau-Kolonie „Eden" im Norden Berlins, die sich als Begründer einer „sozialreformerischen Naturheilkundebewegung" verstanden, waren auf der Suche nach einem Ideal und nicht auf der Flucht vor materieller Not. Im Rücken der als dekadent empfundenen Großstadt schufen sich Ärzte, Rechtsanwälte und Künstler eine beinahe autarke Welt mit Gasthaus, Erholungsheim und sogar einer eigenen Bank.

Auch wenn die Motive der Gärtner für ihren Lebensstil alles andere als homogen waren, allen gemein war doch der Versuch, ihren Garten als Hort unerfüllter Wünsche sorgsam dem Zugriff der Zeit zu entziehen, ihn zum Sperrgebiet für die Realität zu erklären. Im Scheitern dieser Absicht liegt die Tragik des Kleingärtners und das dramatische Potenzial dieser Ausstellung begründet, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, jene Schnittstelle zwischen Politik und Privatem auszuleuchten, an der das Alltägliche politisch und das Politische banal wird. Oder, wie es ein 64-jähriger ausdrückte: „Als die Wende kam, habe ich meine Goldfische verloren."

In den Krisenzeiten der 20er Jahre wohnten über eine Million Menschen dauerhaft in Laubenkolonien, wo sie eine zwischen Anarchie und Biedermeier, Armut und Würde oszillierende Subkultur entfalteten. Mag die Hütte auch nur aus Brettern bestehen, Rüschengardine und Blumentöpfe bezeugen den ärmlichen Versuch, genau jenem bürgerlichen Wohnideal nachzueifern, das durch die notgedrungen provisorische Existenz konterkariert wurde. Damit war der Laubenpieper nicht nur den saturierten Kleinbürgern suspekt, sondern auch den Planern avantgardistischer Reformsiedlungen, für die die windschiefen Lauben nicht mehr als Hindernisse auf dem Weg in eine humanere Zukunft waren. Für viele Kleingärtner hingegen blieben selbst die neuen Arbeiterwohnungen unerschwinglich.

Der Kleingärtner als braver Volksgenosse

Erst die Nazis schenkten dem kleinen Garten verstärkt Beachtung. Zum „schönsten Sanssouci der Deutschen" erklärt, wurde er bald kriegswichtig. Jede Mohrrübe musste zum „Endsieg" beitragen. Die Kleingartenverbände wurden zu willfährigen Helfern der Diktatur. Sie schlossen Juden ebenso wie politisch Unbotmäßige aus, wie der Fall eines Berliner Elektrikers und Kommunisten zeigt, dem seine Nachbarn eilfertig den Pachtvertrag kündigten, nachdem die Nazis ihn ins Zuchthaus geworfen hatten. Die deutschen Laubengärtner setzten die staatliche Repression mit anderen Mitteln fort. Leider streift die Ausstellung solche Begebenheiten nur oberflächlich, was vor allem dem Bemühen geschuldet ist, alle wichtigen politischen Phasen der letzten 100 Jahre auf irgendeine Weise mit dem Kleingarten in Verbindung zu bringen.

Nimm noch einmal Platz auf der Hollywoodschaukel, hör den Vögeln beim Zwitschern und den Gartenzwergen beim Flüstern zu. Sie leben in rechtwinkligen Paradiesen, auf den Abfallflächen der Städte, zwischen Eisenbahngleisen, Fabriken und Hinterhöfen. Hier bekämpft der Kleingärtner mit „Stecklingsbewurzelungspulver" unermüdlich die Unvollkommenheit der Welt. Seine Mühe ist oft belächelt und nun einmal geehrt worden.

ast

Die Ausstellung läuft noch bis 8. Oktober. Information unter: www.laube-liebe-hoffnung.de

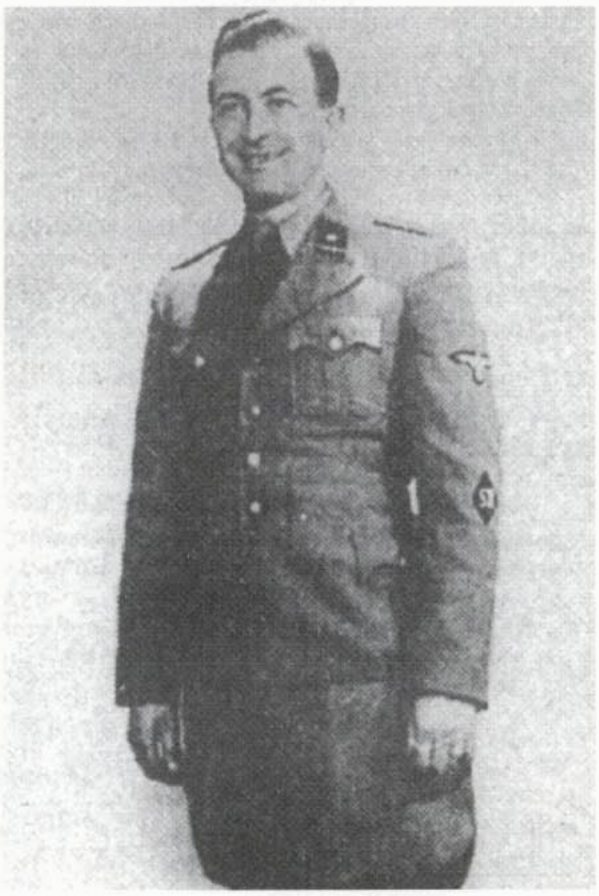
Die Himmler-Tochter und der schöne Toni

„Stille Hilfe" für NS-Verbrecher

Am 30. Mai wurde der 89jährige Anton Malloth in München zu lebenslanger Haft verurteilt. 56 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war dies einer der letzten Kriegsverbrecherprozesse. Dass Malloth überhaupt noch angeklagt wurde, war eher Zufall: Dreißig Jahre lang hatte die deutsche Justiz ihn nicht behelligt, hatte ihn nicht anklagen wollen.

Oliver Schröm, Andrea Röpke: Stille Hilfe für braune Kameraden. Das geheime Netzwerk der Alt- und Neonazis, Ch. Links, 2001, 216 Seiten, 29,80 Mark.

Malloth war von 1940 bis 1945 Angehöriger der Wachmannschaft in der „Kleinen Festung", dem Gestapo-Gefängnis neben dem Ghetto Theresienstadt in der heutigen Tschechischen Republik. Dort hat er sich als besonders brutaler und sadistischer Aufseher hervorgetan, der mit Peitschen und Knüppeln Häftlinge erschlagen haben soll. Weil er nach Prügelorgien eitel sein dunkles Haar und seine Uniform ordnete, bekam er den Spitznamen „schöner Toni". Nach dem Krieg wurde Malloth in der Tschechoslowakei in Abwesenheit zum Tode verurteilt; er lebte jahrzehntelang unbehelligt in seiner Heimat Südtirol. In der Bundesrepublik wurde seit 1970 gegen ihn ermittelt, das Verfahren aber 1979 eingestellt, da man ihn nicht habe ausfindig machen können. Dabei hatte ihm das westdeutsche Generalkonsulat in Mailand anstandslos einen Pass ausgestellt und mehrfach verlängert. 1988 wurde Malloth nach München abgeschoben, die Ermittlungen gegen ihn wieder aufgenommen. Und Peter Finkelgruen wird auf ihn aufmerksam: Der jüdische Publizist erfährt, dass Malloth der Mörder seines Großvaters sein soll. Er beginnt zu recherchieren, findet einen Zeugen, der in Theresienstadt dabei war. Doch der Dortmunder Oberstaatsanwalt Schacht stellt das Verfahren 1990 erneut ein. Erst nachdem im Februar 2000 ein neuer Zeuge auftaucht, und ein neuer Staatsanwalt, diesmal in München, sich der Sache annimmt, wird Anklage erhoben. Als Greis stand Malloth nun vor Gericht, nur in drei von mutmaßlich hunderten Fällen von Mord oder versuchtem Mord wird gegen ihn ermittelt. Der Tod von Peter Finkelgruens Großvater ist nicht Gegenstand der Verhandlung, der Belastungszeuge ist inzwischen gestorben.



Der „schöne Toni" Anton Malloth als Aufseher im Gestapo-Gefängnis „Kleine Festung Theresienstadt"

Für Oliver Schröm und Andrea Röpke ist die Geschichte Anton Malloths ein besonders eklatantes Beispiel für den laxen Umgang der westdeutschen Justiz mit NS-Verbrechern. Die beiden recherchieren seit Jahren in der rechten Szene, haben an zahlreichen geheimen Treffen rechtsradikaler Zirkel teilgenommen. Ihre neueste Veröffentlichung „Stille Hilfe für braune Kameraden" beschreibt die Netzwerke der Alt- und Neonazis am Beispiel des Vereins „Stille Hilfe". Seit 1951 bemüht sich diese Gruppe, die über exzellente Kontakte zu Politikern wie dem verstorbenen Franz Josef Strauß oder Alfred Dregger verfügte, um die Unterstützung inhaftierter und angeklagter NS-Verbrecher. Auch Anton Malloth konnte auf die „Stille Hilfe" zählen. Als er 1988 in München eintraf, nahm sich die Tochter Heinrich Himmlers, Gudrun Burwitz, seiner an. Er wurde in einem komfortablen Altenheim in Pullach untergebracht. Auch Malloths Anwalt Klaus Goebel ist Mitglied der „Stillen Hilfe", er wurde 1989 ins Kuratorium berufen. Goebel zog es vor, nicht im Prozess aufzutreten, nachdem seine Verbindungen zur „Stillen Hilfe" bekannt wurden.

Doch nicht nur um Unterstützung greiser Kriegsverbrecher geht es dem Verein, der bis 1994 sogar den Status der Gemeinnützigkeit besaß. Die Himmler-Tochter Gudrun Burwitz ist im militant rechtsextremen Lager in Süddeutschland und Österreich ebenso bekannt wie „Stille Hilfe"-Mitglied Gertrud Herr im Norden, etwa bei der inzwischen verbotenen „Wiking-Jugend". Herrs politischer Ziehsohn ist Jürgen Rieger, Rechtsanwalt und einer der umtriebigsten Funktionäre der rechten Szene.

Auch wenn die Darstellung der Querverbindungen zwischen Organisationen und Personen in Schröms und Röpkes Buch manchmal etwas unübersichtlich gerät und sie der Versuchung erliegen, sehr viel Raum für die Schilderung spektakulärer Fälle wie Anton Malloth, Erich Priebke und Josef Schwammberger zu verwenden, ist ihre These doch klar und plausibel: Dass Vereine wie die „Stille Hilfe" jahrzehntelang mit politischen Querverbindungen und unter dem Deckmantel der Gemeinnützigkeit wirken konnten, ist ein Skandal, der Folgen für die heutige Rechtsextremismus-Debatte hat. Die „Stille Hilfe" war Vorbild für Neonazi-Organisationen wie die HNG („Hilfsorganisation nationaler politischer Gefangener"), die betreuten NS-Kriegsverbrecher stilisierte man zu Märtyrern der rechten Szene. Oliver Schröm: „Die ‚Stille Hilfe' wird sich irgendwann von selbst erledigen. Das eigentliche Problem ist: Sie hat die zweite und dritte Generation von Neonazis hochgepäppelt."

jps

Multi-Kulti auf drei Bühnen

Die „Verunsicherung", ein allsommerliches Open Air Festival im Kulturpark Strausberg, findet am 7. Juli 2001 erstmals mit drei Musikbühnen statt, die je einer Stilrichtung zugeordnet sind. Zum zehnjährigen Jubiläum möchten die jugendlichen Veranstalter damit dem Publikum ein größeres musikalisches Spektrum bieten und unterschiedlichen Geschmäckern gerecht werden. „Gitarrenrocker", „Electronica" und „Soundsystem" lauten Namen und somit das Programm der Bühnen. Neben regionalen Bands wie Sofaplanet und Virginia Jatzt! werden hier auch internationale Musiker auftreten. Namen wie Mick Harris (UK), Texta (Österreich) oder Sunday Lounch Attack (Dänemark/Grönland) sind in hiesigen Landen zwar nicht in aller Munde, versprechen laut Veranstalter aber Qualität.

Unterstützt wird das Festival seit seiner Gründung durch die Stadt Strausberg, diverse Vereine, lokale Spender und Sponsoren. In diesem Jahr erfolgt eine zusätzliche Finanzierung durch die EU-Initiative „Jugend für Europa", so dass das Programmangebot insgesamt erweitert werden konnte. Parallel zur musikalischen Gestaltung sind unter anderem ein Streetball-Turnier, Aktionsstände wie Body Painting, sowie die Einrichtung eines Kleinkunstmarktes für regionale Künstler und einer Halfpipe für Skateboardfans geplant.

Neben der Bademöglichkeit im angrenzenden See bietet der Park auch Platz für Unterkunft, vom 6. bis zum 8. Juli kann hier umsonst gezeltet werden. Bezahlen muss man lediglich den Eintritt, Tickets kosten 15 Mark im Vorverkauf oder 20 Mark an der Abendkasse (für Schüler auch hier nur 15 Mark).

Weitere Infos und Kontakt:
www.verunsicherung.net

Hier bist Du Mensch

Noch bis zum 13. Mai kann man im Tschechischen Zentrum, Leipziger Strasse 60, U-Bahnhof Hausvogteiplatz, eine Ausstellung zeitgenössischer tschechischer Malerei ansehen.

Das sind zumeist großflächige bunte Bilder, die von einer Welt erzählen, die irgendwie noch ein bisschen heiler ist als die unsere: grüne Wiesen mit träumenden Mädchen drauf, ein Bild, das aussieht wie ein Stück Schokolade, bunte Blumen in rosa und gelb. Schöne Bilder von Menschen, die Ivana heißen oder Tomas, in Prag leben oder in Brno und bestimmt selbst auch ganz schön aussehen.

Überhaupt ist das tschechische Zentrum eine Entdeckung: man kann hier jeden Tag frische tschechische Zeitungen lesen, in die Fernseher gucken, aus denen albern angezogene Moderatoren vor bonbonfarbenen Kulissen unverständlich Lustiges reden oder sich in die überall herumliegenden Reisekataloge hineinfantasieren. Begrüßt werde ich von einer netten blonden Tschechin, die fragt, was ich denn wünsche. Mit anderen Worten: hier ist die Welt noch in Ordnung, hier sind alle nett, hier kann ich sein.

mast und dk

Weggehen

Ohne Wein kein Sein – der Weinsalon in der Schreinerstraße

Der „Gelbe", der „Grüne" und der „Rote Salon". Zusammen ergibt das jetzt nicht ein Volksbühnenflair. Nein, wir sind hier in einem Friedrichshainer „Salon", dem „Weinsalon" in der Schreinerstraße 59. Hier darf jeder noch authentisch hip sein. Smaragdgrüne Samtsessel und Canapees, alte Schinken an den Wänden und Musik, aber nicht klassisch-vornehm sondern hip, würde man in Mitte sagen. Von altem Wachs übertropfte Kerzenständer aus Stahl stehen in den Ecken, die Farbe bröckelt von den Wänden. Friedrichshainer ohne Personalausweis, große und kleine Hunde, laufen herum. Sie fressen die Erdnussflakes aus der großen Glasschale an der Eingangstür und verteilen sie dann leidenschaftlich gern auf dem Boden. Ganz hinten, wo die dröhende Musik der Bar nicht so vordringt, stehen die Billiardfreaks an einem viel zu großen Spieltisch und nippen langsam an ihren Gläsern. Dieser Raum ist der „Rote Salon". Davor liegt der „Gelbe Salon" mit einem riesigem Spiegel ohne Rahmen. Links in einer Ecke stehen alte Holzkisten, in denen Rotweinflaschen gelagert werden. Für Lesehungrige liegt ein Atlas über Französische Rotweine bereit. Der Weinkeller liegt links von der Theke, unter dem abgewetzten Parkettfußboden. Die Karte ist nicht die eines Weinsalons, sondern eher die eines typischen Berliner Cafés. Das Angebot von Weinsorten aus aller Herrenländer und jeglicher Art überwiegt natürlich, aber „Fassbier" und „Heißgetränke" fehlen nicht – genauso wie „Alkoholfreie Getränke".

Sofern einer der wenigen Sessel- und Sofaplätze frei wird und auch schon ohne Wein die Entspannung beim Zurücklehnen einsetzt, schnellt die Bedienung herbei.

Die Preise sind für 4 Mark pro Glas erträglich. Trotz Café-Karte bleiben Qualität und Auswahl nicht bei einem Rosenthaler Kadarka stehen. Über die roten und weißen Weinsorten aus den klassischen Ländern (Spanien, Rioja) bis hin zu den Schaumweinen aus Frankreich (Normandie) und Italien können hier Weinliebhaberinnen und Weinliebhaber gut bedient werden. Hier ist alles, außer den Möbeln, frisch aus dem Fass. Nichts kommt aus der Dose oder aus dem Tetrapack: Cidre aus Frankreich gibt es noch nicht, erst ab nächster Woche.

nw

Weinsalon, Schreinerstraße 59, 10247 Berlin-Friedrichshain

Foto: jusch

Foto: Thomas Aurin

Verworrene Göttergeschichten

Unter dem Namen DRAMATISCHES THEATER entwickeln die Dramaturgin Antje Borchardt und der Regisseur Matthias Merkle seit 1998 frei produzierte Theaterinszenierungen und künstlerische Installationen. „Götterleuchten", das aktuelle Projekt, besteht aus verschiedenen Stücken, die in loser Folge an unterschiedlichen Orten auf der Museumsinsel stattfinden. Das erste Stück, „Olympia unter Grund" wird im Keller des Pergamonmuseums aufgeführt.

Die anwesenden Götter Aphrodite (Julia Mahlke), Penthesilea (Susanne Opitz), Athene (Saskia Taeger), Hephaistos (Ronny Marzillier), Ares (Georg Otto), Hermes (Christian Schulz) und Poseidon (Neal Wach) sind in goldene Gewänder gekleidet (Kostüme: Sven Bindseil), als Bühnen dienen einige Kellerräume mit ihren Wölbungen und Lücken, alles ist in gelbes und blaues Licht getaucht (Bühne: Detlef Weitz). Die Geschehnisse spielen synchron in den verschiedenen Nischen und Abteilen. Trotz der körperlichen Nähe von Schauspielern und Zuschauern, die sich frei in den Räumen bewegen, den verschiedenen Spielorten folgend, kommt keine Intensität auf. Dies mag an den Texten liegen, die unterschiedlichen Quellen entnommen und zusammengesetzt wurden, an den vielen verschiedenen Mythen, die erzählt und dargestellt werden, die dem Nichtkenner das Folgen jedoch erschweren.

Jeweils einer der Götter schreibt auf eine grosse schwarze Tafel die verworrenen Verwandtschaftsbeziehungen auf, angefangen beim Chaos aus dem alles entsteht. Am Ende des Stükkes ist die ganze Tafel voll mit Namen und Verbindungslinien. Wie die Szenen, die synchron und wie der Mythos selbst, verzweigt und chaotisch sind, zeigt auch diese Tafel das Konzept des Stückes: die Kraft des Mythos und die ästhetische Lust am Leben mit seinen verstrickten Details. Aber der Funke springt nicht so richtig aufs Publikum über, das geflügelte Wort flattert nur lahm in den Kellergewölben.

Für das nächste „Götterleuchten", „Schlachtfeld der Lüste" treffen sich die Figuren Kleist als Gummitiere und Stoffpuppen. Die Animation von Manfred Meihöfer ist durch kleine Fenster eines Dioramas im Griechischen Hof des Neuen Museums zu beobachten. Weitere „Götterleuchten" werden folgen.

Vorstellungen von „Schlachtfeld der Lüste": 6., 8., 10., 12., 14., 17., 19., 21., 24., 26., 28., und 29. Juli jeweils um 21.00 Uhr. Reservationen unter Tel.: 283 25 33.

sb

Erziehung zum Herrscher

Einem jungem Mann, interessiert an Musik und Philosophie, werden diese Neigungen vom Vater brutal ausgetrieben – er lässt sogar den besten Freund seines Sohnes vor dessen Augen köpfen – um sein Ziel zu erreichen und ihn auf seine machtvolle Position als König von Preussen vorzubereiten. Das carrousel Theater an der Parkaue spielt diesen Sommer „Die traurige Geschichte von Friedrich dem Grossen" von Heinrich Mann, ein Fragment mit dem Versuch einer Ergänzung von Alexander Lang, als Freilichtspiel in Postdam, Sanssouci und im Hof der Humboldt-Universität. Diese Orte sind Berührungspunkte der Geschichte von damals und sollen die Neugier für eine ferne Historie wekken, die so fremd dann gar nicht ist. Wie verändert sich ein Mensch, der eine Machtposition inne hat? Die Jugendgeschichte Friedrich des Grossen, der Zeit seines Lebens unter der Spannung zwischen aufklärerischen Vernunfts- und Humanitätsideen und Machtinteresse steht, zeigt die erzwungene Wandlung eines Menschen. Dabei kommt auch die Frage der Verantwortlichkeit auf, die eine Person hat, welche über ein so grosses Gebiet regiert, das sich nicht allein durch Flötenspiel und schöne Verse bewegen lässt. Dies ist ein Grund, weshalb der strenge Vater dem Sohn verbietet, seinen Neigungen zu folgen. Der Generationenkonflikt innerhalb einer Familienstruktur, wie sie seit Jahrhunderten bekannt ist, wird in dieser Familie, die im Interesse der europäischen Mächte stand, zum gesellschaftspolitischen Konflikt. Zwar ist es eine „traurige Geschichte", aber sie ist satirischheiter gefasst.

Aufführungen: 12. bis 19. Juli in Potsdam, Sanssouci: Kolonaden vor dem Neuen Palais. 24. bis 28., 30. und 31. Juli im Hof der HU, Unter den Linden 6, jeweils 20 Uhr. Infos und Karten unter Tel.: 55 77 52 52/3.

sb

Kiepert an der Humboldt-Universität:
Für die Fachliteratur

Kiepert
Bücher Für Alle

Georgenstraße 2 · 10117 Berlin-Mitte
Nahe Bahnhof Friedrichstraße
Telefon (030) 203 99 60 · Fax 208 18 29
e-mail: kiepert-hu@t-online.de
Mo–Fr 9–20 Uhr, Sa 10–16 bzw. 18 Uhr

© Design: Hilbrecht/Ohle

– online Bücher finden – www.kiepert.de

Zwölf Männer und ein Name

Alan Berliner ist ein ganz normaler Amerikaner. Er hat nur ein Problem damit, seinen Namen mit anderen Menschen teilen zu müssen. Warum, fragt er sich, gibt es nicht genügend Namen, dass wenigstens jeder seinen eigenen haben kann?
Den Einstieg des Films bildet ein Blick auf sogenannte „Name societies", in denen Menschen, die alle „Jim Smith" oder „Linda" heißen, sich treffen und Baseball spielen (was es dem Kommentatoren nicht gerade leicht macht) oder tanzen. Berliners Frage lautet hier: „Warum sind die so glücklich?"
Er jedenfalls leidet, da die Amerikaner jeder Gemütstrübung einen Namen geben müssen, unter dem „Same-Name-Syndrom". Und so kann gleich die Therapie beginnen. Alan Berliner macht sich auf, seine Namensgenossen zu suchen, um sie zu einem Dinner nach New York einzuladen und herauszufinden, wer der echte Alan Berliner ist. Außerdem fragt er seine Eltern, warum sie ihm gerade mit diesem Namen bedacht haben. Die lapidare Antwort der Mutter: „It made a nice sound" kann ihn dann doch nicht befriedigen und so geht er auf die Strasse und fragt die Leute, wie denn ein typischer „Alan" aussehe. – „Fat, middle-aged, white". Okay.
Zum Treffen rücken dann auch zwölf zumeist weiße Männer im mittleren Alter an und stehen sich jetzt in einem New Yorker Loft stocksteif gegenüber und tauschen verbale Gefälligkeiten aus. In den Einzelinterviews werden sie dann deutlicher. Eine „freak-show" sei das hier, „Angst" mache es zu sehen, dass fremde Menschen den Namen trügen, den man immer als so einzigartig und identitätsstiftend angesehen habe. Andere Kommentare reichen von „es wird nichts mehr sein wie vorher" bis zur Feststellung, es gäbe keinerlei „emotionale Verbindung". Dann versucht Berliner, durch Befragungen bei Sachen wie Lieblingsfarbe oder Beruf Gemeinsamkeiten auszumachen. Doch bis auf das Ergebnis, dass alle die Lieblingsfarbe Blau zu haben scheinen, muss er die Sinnlosigkeit seines Unterfangens eingestehen.

Als die Suche nach dem Namensursprung schließlich einen „Abstecher" nach Nazi-Deutschland, Ellis Island und ins Holocaust-Museum macht, erfährt der Film eine Wendung ins bemüht-bedeutungsschwere, die unangemessen ist und dem Ernst der Geschichte in keiner Weise gerecht wird, ja nicht gerecht werden kann.
„The sweetest sound" stört das Selbstverständnis, mit dem wir annehmen, unser Name gehöre uns allein und sei untrennbar mit unserer Identität verbunden. Es tritt ein Verfremdungseffekt ein, der verstört. Doch dieser ist nur von kurzer Dauer, da der Film am Ende ins beliebig-pathetische abrutscht und so seine Chance verspielt, bedeutend zu sein.
The sweetest Sound, ab 14. Juni im fsk am Oranienplatz, Segitzdamm 2.

dk

Das kleine Buch der Liebe

Liebespaare auf der Leinwand haben es einfach. Sie verlieben und umwerben sich, kämpfen für ihre Liebe und liegen sich zum Ende des Filmes endlich in den Armen. Dann fällt der Vorhang. Happy End. Und man fragt sich: wieso ist es im wahren Leben nicht immer so einfach? Der Grund: Bei uns fällt kein Vorhang. Das Leben geht weiter. Eine Geschichte entwickelt sich und nicht selten scheitert sie. Das Chaos der Gefühle. Die brasilianische Regisseurin Sandra Werneck versucht, in „Das kleine Buch der Liebe" ein wenig Ordnung zu schaffen.
Anhand einer Romanze zwischen der Architektin Luiza und dem Biologen Gabriel erstellt sie ein episodenhaftes Lexikon der Liebe. Der Bogen spannt sich dabei über Anziehung und Liebe, Idylle über Zweifel und Verletzlichkeit bis hin zur Trennung. Luiza und Gabriel lernen sich auf einem Friedhof kennen und verlieben sich. Sie umwerben sich, werden ein Paar und ziehen schließlich in eine gemeinsame Wohnung. Die Routine kommt schneller als gedacht, Krisen folgen und die Trennung scheint wie vorprogrammiert.
Um diese Geschichte herum weben sich die Kommentare der scheinwissenschaftlichen Marta, die die Liebe in Prozentsätzen beurteilt, oder die Chauvi-Ansichten von Barata, dem Freund Gabriels, der die Liebe nur von seiner biologischen Seite aus betrachtet: „Bei Menschen ist das etwas komplizierter (als bei den Tieren). Man weiß nicht, wer der Jäger und wer die Beute ist. Manchmal enden beide als Opfer." Sandra Werneck hält die Form des Wörterbuchs für die geeigneteste Darstellung der Gefühle zwischen Männern und Frauen. Denn es ist das Wort, das sie von den Tieren unterscheidet. Sie haben die Fähigkeit zur Reflexion. Ein Lexikon der Liebe ist eine schöne Idee, doch leider kann es nur

in Klischees enden. Geschichten, wie es sie in Frauenzeitschriften zu genüge zu lesen gibt, Kommunikationsprobleme zwischen Mann und Frau, all das hat man schon gehört, gesehen und erlebt. Die Geschichte des Filmes lässt sich schon von der ersten Minute an erahnen, sie hinterlässt allein den ewigen Zweifel an dem Konstrukt der Liebe. Trotz alledem verfolgt man die Geschichte Luizas und Gabriels mit einem gewissen Wohlwollen. Liebe ist und bleibt nun mal das ewige Thema. Auch wenn die Fortpflanzung in Zukunft im Reagenzglas stattfinden wird.

hang

Gewinnen ist nicht alles

Europaweiter „Emergenza"-Wettbewerb verleiht Berliner Nachwuchsbands Gehör

Vom 13. bis zum 21. Mai 2001 wurde das Semifinale des „Emergenza"-Wettbewerbs Berlin im Columbia Fritz ausgetragen. Nachwuchsbands spielen hier nicht alle Tage. „Für uns war es wichtig, in Locations aufzutreten, in die man sonst nur schwerlich reinkommen würde, und mit Bands zu spielen, die auf unserem Level sind, weil die Veranstalter in Berlin sonst einfach ihre eigene Politik fahren", erläutert Stefan, Gitarrist der Strausberger Band Drift, die am 17. Mai im Columbia Fritz ihren Spaß an der Musik ausleben konnte. Die Chancen, als junge Band ein Stück Leidenschaft auch mal in größeren Clubs nach außen zu tragen, sind normalerweise sehr gering.

Infos und CDs unter: www.driftmusik.de erhältlich.

Das Berlin-Finale von „Emergenza" findet am 14. Juli 2001 in der Columbia Halle statt. www.emergenzarock.com

Dieses Problem war Anlass zur Entstehung des „Emergenza"-Festivals. 1990 in Rom gegründet, half es zunächst italienischen Nachwuchsbands, vor einem breiteren Publikum zu spielen und sich gleichzeitig von diesem bewerten zu lassen. Mittlerweile findet der Wettbewerb in 20 Städten Europas statt, in denen je ein Sieger ermittelt wird. Gemeinsam bestreiten die Gewinner dann das Europafinale auf dem Taubertal Open Air Festival in Rothenburg. Finanziert wird der Wettbewerb in erster Linie durch die Erträge der Abendkasse. Die von den Teilnehmern zu zahlende Anmeldegebühr (140 Mark pro Band) wird lediglich zur Vorbereitung und Werbung genutzt. Profit machen wollen die Veranstalter durch die Bands also nicht.

Seit drei Jahren wird „Emergenza" auch in Berlin ausgetragen. 98 Bands meldeten sich dieses Jahr zur Vorrunde an, die zwischen Januar und April im Knaack-Club stattfand. „Für 'ne junge Band ist das natürlich auch immer eine Möglichkeit, sich selbst zu leveln und einzuschätzen, wie man jetzt im Vergleich zu anderen Bands steht", meint Stefan. Und demzufolge wollte Drift auch mitmachen. Drift, das sind vier Jungs aus Strausberg, die seit zwei Jahren versuchen, sich einen Weg durch die Berliner Musiklandschaft zu bahnen. Thomas Gerlach (Gesang, Bass), Hagen Decker (Schlagzeug), Robert Oeser (Gitarre) und Stefan Guzy (Gitarre) wollen zwar nicht das „Berühmt-Ding" machen, aber Dinge erzählen, kleine Geschichten eben, was ihnen so passiert, und vor allem wollen sie die gute Stimmung, die sie als Band haben, dem Publikum rüberbringen, „um ein bestimmtes Musikgefühl nach außen zu transportieren". Der „Emergenza"-Wettbewerb sei von daher eine lobenswerte Sache, weil man, so Stefan, „nicht wieder in irgendwelchen Kellern rumsiffen muss."

Am 31. Januar hoben dann genügend Leute im Knaack-Club die Hand für Drift, so dass sie auf dem Semifinale ihren von deutschen Texten begleiteten „Noise-Gitarren-Pop" für 30 Minuten im Columbia Fritz erklingen lassen konnten. Vor dem Publikum konnten sie sich gegen die anderen sieben Bands, die an diesem Abend zur zweiten Runde geladen waren, jedoch nicht behaupten. „Dadurch, dass man seinen eigenen Fanstamm mitzieht, ist es bei Publikumsentscheiden generell schwierig, weil die Musikstile eben gemischt werden", erklärt Stefan. Dennoch fand er es schön, dass auch mal Leute mit der Musik von Drift konfrontiert wurden, die sonst eher auf Ska- oder Hardcorekonzerte gehen und auch Kritik und Lob entgegengebracht haben.

„Backstage findet viel mehr statt"

Das Ziel des Wettbewerbs besteht nicht allein darin, einen Sieger zu krönen oder durch Gewinnpreise zu bestechen, sondern, den teilnehmenden Bands auch weitergehend zu helfen. „Das ist zwar eine Geldfrage, aber wir versuchen, es auszubauen und Kontakte zu Plattenfirmen zu halten oder weitere Auftrittmöglichkeiten zu verschaffen", meint Benedikt Zillich, Mitarbeiter für Emergenza Berlin. Die Preise sollten natürlich attraktiv sein – dieses Jahr konnten unter anderem Bass- und E-Gitarren im Wert von 3500 Mark erspielt werden – aber im Vordergrund stünde zunächst, eine gute Gesamtform zu bieten und die Musiker professionell zu betreuen. Auch wenn das nicht für jede Band gewährleistet werden kann, kommt ihnen allen doch zumindest eins zu Gute: Bei den Konzerten „geht es erstaunlich familiär zu. Es ist erfreulich, dass die Bands sich auch danach noch kontaktieren, was im Rahmen eines Wettbewerbs eigentlich nicht zu erwarten ist. Aber anscheinend läuft das", erläutert Zillich. Auch Drift empfanden die Atmosphäre als sehr positiv: „Backstage findet viel mehr statt. Man liegt auf der selben Altersstufe und teilt auch die selben Interessen, unter Umständen sogar den selben Musikgeschmack. Was häufig passiert ist, dass man gemeinsam Gigs abspricht. Diese Verknüpfung findet normalerweise nicht statt, wenn man nicht gerade im selben Proberaum probt." Schade fanden die vier nur, dass sich das europäische Konzept von „Emergenza" erst im Finale bemerkbar macht. Das heißt, dass sie nie mit internationalen Nachwuchsbands in Kontakt gekommen sind. Die Bands landesübergreifend zu kombinieren, sei allerdings nicht finanzierbar, meint Zillich, und so müssen sich Drift mit der hiesigen Szene be- und vergnügen. Und das tun sie auch mittels geplanter Konzerte auf der „Insel" im Treptower Park, beim „Whirlpool" in Potsdam oder bei der „Verunsicherung" im heimatlichen Strausberg (siehe Kultur Njuhs) denn, „es gibt nichts schöneres, als live zu spielen."

mast

Foto: mast

Poems For Laila, „Sometimes In The Nighttime – The Best Of Poems For Laila" (Motor / Universal). Im Handel bereits erhältlich.

Poems For Laila

Als die Berliner Band „Poems For Laila" 1989 mit der Veröffentlichung ihres Debutalbums „Another Poem For The 20th Century" das Licht der Öffentlichkeit erblickte, dauerte es nicht lange, bis sie sich Kultstatus erspielt hatte. Ihre Stücke waren von osteuropäischer Folklore inspiriert und verbreiteten überwiegend eine melancholische Grundstimmung. Besonders der intensive, düstere Bariton von Sänger und Bandleader Nikolai Tomás ging unter die Haut. Zudem erspielte sich das Ensemble den Ruf, eine formidable Live-Band zu sein.

Nach einigen Jahren wurde das Verhältnis der Musiker zueinander kompliziert, und vor den Aufnahmen zum Album „I Shot The Moon" (1994) tauschte Tomás schließlich die komplette Band durch neue Musiker aus. Im Jahr 1996 war dann vorerst Schluss mit den Poems, Tomás startete eine Solo-Karriere. Diese blieb allerdings – zumindest in kommerzieller Hinsicht – erfolglos. Wohl nicht zuletzt auch deshalb, hat er sich jetzt wieder an sein altes Bandprojekt erinnert. Auf einer kleinen Clubtour haben Poems for Laila in diesem Frühjahr ihre Klassiker in neuen Arrangements und ohne Schlagzeugbegleitung zelebriert. Von der Originalbesetzung ist immerhin Gitarrist Roy Eisenberg wieder mit dabei.

Pünktlich zur Reunion erschien nun das obligatorische Best-of-Album. „Sometimes In The Nighttime" stellt einen gelungenen Querschnitt durch die musikalische Biographie dieser Band dar. Mit „Diamond Rings" gibt es darauf, wie das als verkaufsförderndes Gimmick bei Veröffentlichungen dieser Art üblich ist, auch einen bis dato unveröffentlichten Titel. Anhand der Songauswahl lässt sich sehr gut die musikalische Entwicklung der Band nachvollziehen. Wenn bei den Aufnahmen der ersten Jahre noch deutlich die folkigen Elemente im Vordergrund standen, so hat die Band sich schrittweise anderen Stilistiken geöffnet. Dabei wurden dann bisweilen auch kommerzielle, poppige Töne angeschlagen. Auf jeden Fall konnten die Poems immer mit interessantem Songwriting aus der Feder von Nikolai Tomás aufwarten. Viele Stücke, wie etwa „Russian Billy" oder „Nights In Bordeaux", verströmen ein ausgesprochenes Party-Flair und machen glaubhaft, warum die Band gerade live so sehr zu überzeugen wusste. Am stärksten dürften sich aber die ruhigen Balladen und Liebeslieder, genannt sei hier „Now You're Gone", in der Erinnerung der legendär treuen Fangemeinde erhalten haben.

Was die Instrumentierungen angeht, so sind neben Akkordeon und Violine vor allem die üblichen Rock-Band-Zutaten vertreten. Besonders markant sind die melodischen, zumeist unverzerrt eingespielten E-Gitarrenparts. Die Rhythmussektion liefert dazu straffe, aber leichthändig dargebotene Fundamente, die den Folk-Appeal betonen und den Songs Raum zum Atmen lassen. Ein absolutes Highlight ist die ergreifende, teilweise theatralische Stimme von Melissa Lou, der Gesangspartnerin von Tomás aus der ersten Besetzung.

Für den Sommer planen Poems For Laila eine größere Tour und die Produktion eines neuen Albums. Bis dahin sei diese CD als Einstiegsdroge und rettender Anker für verregnete Sommertage allen Ahnungslosen wärmstens empfohlen.

kru

Travis, „The Invisible Band" (Epic / Sony). Im Handel bereits erhältlich.

Vom Verschwinden

„Search within yourself for feelings, everybody's got them." (aus „Last Train")

Travis machen Musik, die selbst dem glücklichsten Menschen auf der Welt noch ein sehnendes Seufzen entlocken würden. Und so entsteht er dann auch, der typische Travis Blick, den uns die Künstler in ihrem Booklet demonstrieren: ins Leere, die Augen zwei Löcher schwarz und tief – geradewegs wie bei einem hypnotisierten Hochland-Kaninchen. Die Kunst, dass in ihren Songs auch immer ein kaum ahnbares Quäntchen Hoffnung mitschwingt, haben Travis für sich gepachtet, wenn nicht gar erfunden. So auch auf diesem Album. Der Albumtitel und das Cover, auf dem man die Vier unter einem Riesenbaum fast suchen muss, verklickern selbst dem Nichtauskenner, worum es geht:

Hier wird die Ökonomie des Verschwindens propagiert. Des Künstlers hinter seinem Werk. Des Menschen in der Natur. Kultivierte Bescheidenheit ist angesagt anstelle der aufgeblasenen Rockattitüde, die andere Bands so pflegen. Unsichtbarkeit als Marketingstrategie – ein Widerspruch in sich? Nicht bei Travis. Begründeten sie doch die „Quiet is the new loud"-Bewegung, die auf Melodien statt auf Bass, Akustik statt Verstärker setzt und inzwischen unzählige Nachahmer wie „Elbow", „Kings of Convenience" oder „I am Kloot" gefunden hat. Das kann schnell langweilig scheinen, weil es eben nicht rockt.

Das ist auch auf der neuen Travis-Scheibe der Fall, die sich musikalisch kaum vom Vorgänger absetzt, obwohl nicht mehr in schottischen Wäldern produziert. Von der kalifornischen Sonne gewärmt singt Fran Healy erneut von den Abgründen und Dunkelheiten, die uns umgeben. Verschwinden also als Patentlösung gegen das Unglücklichsein? Am Anfang ein Pfeifen, mit dem die erste Singleauskopplung „Sing" einsetzt, die annähernd an das Hitpotential von „Why does it always rain on me" heranreicht, mit der Travis einst ihren Feldzug auf deutsche Plattenschränke gestartet hatten. Der Rest der Platte bleibt bis auf einige Highlights wie dem traurig-euphorischen „Follow the light" und „Pipe dreams", das die typische laid-back Melancholie aus alten Zeiten zitiert, etwas blass dahinter zurück. Die hohen Erwartungen werden eingelöst, übertroffen werden sie nicht.

dk

Michael Knight:
Die Wassergängerin,
Goldmann, 2001, 221 Seiten, 15 Mark.

Eine einfache Geschichte oder wie schwer die Beschreibung des Leichten ist

Sommerlektüre soll ja eigentlich leicht sein. Ein junger Autor aus den USA liefert aber dieses Jahr schwere Kost. Mit seinem ersten Roman „Die Wassergängerin" erzählt der US-Amerikaner Michael Knight eine klassische Dreiecksgeschichte.

Während eines schwülen Sommers zieht der junge Anwalt Simon Bell in das Haus seiner verstorbenenen Eltern in der Vorstadtidylle von Sherwood, Alabama ein. Am Tag seines Einzugs lernt er seine junge und attraktive Nachbarin Delia Simpson kennen. Weil ihr Haus keinen Swimming Pool hat und dieser Südstaatensommer außergewöhnlich heiß ist, kommt sie regelmäßig zu ihm, um in seinem Pool zu schwimmen. Sie beginnen eine Affäre, die sich zu einer ernstzunehmenden Beziehung entwickelt. Delia ist aber mit dem alternden Geschichtsprofessor Sam Holladay verheiratet. Er hat alles auf keine Karte gesetzt: Delia ist nicht nur die Liebe seines Lebens, sondern auch die letzte. Nichts soll die traute Zweisamkeit mit Haus und Garten stören. Delia führt ein Doppelleben. Sie ist hin und hergerissen zwischen behüteter Bürgerlichkeit und wilder Ehe, zwischen Leben und Tod, zwischen Bell und Holladay. Noch bevor Delia eine Entscheidung fällen kann, erschießt Holladay den Mann, der sein Leben vernichtet hat.

Michael Knight schreibt normalerweise Kurzgeschichten. Er ist jung und wurde bereits mehrfach dafür ausgezeichnet. „Die Wassergängerin" ist sein erster Roman. Knight erzählt eine Dreiecksgeschichte par exellance. Rund um den Ein- und Ausstieg über den Mord an Bell, positioniert Knight die Figuren übersichtlich in einen im wörtlichen Sinne nachbarschaftlichen Zusammenhang. Die drei Liebenden bleiben im Mittelpunkt. Knight formuliert kurze Sätze. Überschriften kündigen die Kapitel an. Die Geschichte ist eben schnell und kurz erzählt. Knight steigt über sein Prinzip der Kurzgeschichte nicht hinaus.

Und so liegt nicht immer in der Kürze die Würze: die einzelnen Figuren sind nicht tief genug profiliert, auch wenn die kurzen Sätze die auswegslose Situation treffend beschreiben. Der Titel und die Figur der Delia, der „Wassergängerin", suggerieren „die unerträgliche Leichtigkeit des Seins", den leichtfüßigen Gang durch das plätschernde und dahinfunkelnde Leben, der unendlich viel Mühe kostet und Opfer fordert. Doch Knight bleibt nur bei oberflächlichen Beschreibungen von Gefühlen und psychischen Zuständen der Liebenden und Leidenden. Das tragische Flair der Dreiecksgeschichte bleibt leider weit hinter den Zeilen zurück. Knight schreibt an seinem Anspruch vorbei.

nw

T. C. Boyle:
Ein Freund der Erde,
Hanser, 2001, 356 Seiten, 39,80 Mark.

Ein Freund der Erde ist ein Feind der Menschen

Das Erdgeschoss des Kulturkaufhauses ist mit einem sehr gemischtem Publikum gefüllt. Die Zuhörer schenken ihre Aufmerksamkeit dem, dessen neues Buch sie am Ende der Lesung kaufen werden, T. C. Boyle. Der US-amerikanische Autor, bekannt geworden mit Romanen wie „World´s End", „Willkommen in Wellville" und „America", trägt zusammen mit seinem Übersetzer Auszüge aus seinem neuen Werk vor. Sie stehen beide an einem Bistrotisch und nachdem Boyle, unverwechselbar aufgrund seiner Pudelfrisur, der schwarzen Jeans kombiniert mit roten Converse - Leinenschuhen und einem orangeschimmernden Satinhemd, das Publikum begrüßt hat, geht es los.

„Ein Freund der Erde" ist die Geschichte des ehemaligen Ökoterroristen Ty Tierwater, den im Jahr 2025 die Vergangenheit wieder einholt. Seine Ex-Frau Andrea taucht auf. Der indessen 75-jährige Ty wird gezwungen, auf seine bewegte Biographie zurückzublicken. Damals, Ende der Achtziger, war er zusammen mit Frau und Tochter in der Umweltorganisation „Earth Forever!" aktiv. Die Gegenwart bietet nichts mehr, was es zu schützen gilt. Kalifornien, mit seinen 60 Millionen Einwohnern, ist zu einem dunklen und regnerischen Fleckchen Erde mutiert und hat sein „California dreaming"-Charme verloren. „Der Himmel ist schwarz – nicht grau, schwarz –, dabei kann es kaum drei Uhr nachmittags sein." Die Hauptnahrungsmittel sind Reis, optimale Anbaumöglichkeiten an Rhein und Loire, und roher Fisch. Ty arbeitet als Tierpfleger in der Privatmenagerie eines alternden Rockstars, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, bedrohte Tierarten, wie Hyäne, patagonischer Fuchs und Warzenschwein, vor dem Untergang zu bewahren. Das düstere Bild der Zukunft, das Boyle beschreibt, zeigt eine völlig zerstörte Welt, dessen Verursacher entgegen allen Voraussagen überleben und mehr werden, mittlerweile elfeinhalb Milliarden.

Mit seinem schwarzem Humor beschreibt er das alltägliche Leben in der Zukunft und in den Rückblicken seines Protagonisten auch das der Protestbewegung der späten Achtziger. Die spektakulären Aktionen von „Earth Forever!" bringen nicht den gewünschten Erfolg außer Haftstrafen für Ty, da sie von der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen werden. „Wenn ein Protest im Wald erklingt und keiner da ist, der ihn hört, macht er dann ein Geräusch?" Im Großen und Ganzen reicht diese Geschichte nicht an das Skurrile und Besondere seiner älteren Romane heran. In den USA hochgelobt, ist „Ein Freund der Erde" in Deutschland sehr unterschiedlich aufgenommen worden. Trotz dessen war es entweder Boyles außergewöhnlicher Persönlichkeit zu verdanken, dass alle Zuhörer bis zum Ende blieben oder der Aussicht auf ein signiertes Buch.

trp

SSG Humboldt gewinnt Goldene Ananas

Spiel vom 27. Mai 2001 im Sportforum Rasenplatz („Hotelplatz"), SSG Humboldt – BSC Göktürkspor.

Das letzte Spiel der Saison: für beide Teams ging es um die Goldene Ananas; der Rasen war grün, die Sonne schien und nach dem Spiel sollte Humboldts Saisonabschlussfeier steigen – ideale Voraussetzungen für ein vorzügliches Schiebchen. Humboldt hätte bereits nach einer Minute das Spiel in erfolgverheißende Bahnen lenken können, als Anders dem Libero den Ball abluchste, aber es mit dem Ausspielen des Torwarts im Fünfmeterraum etwas übertrieb. Genau wie diese Chance vertändelte Humboldt die gesamte erste halbe Stunde und vollbrachte das Kunststück, einen schwachen Gegner durch mangelnden Einsatz und grausige Spielweise mit 2:0 davonziehen zu lassen. Mit dem Halbzeitpfiff erreichte Humboldt glücklich den Ausgleich und konnte nach der fälligen Halbzeitstandpauke die zweite Hälfte frischen Mutes beginnen. Diesen bewies besonders der eingewechselte dos Santos, der mit seinem Hattrick eine standesgemäße Führung herstellte und damit den fröhlichen Torreigen eröffnete, bei dem brav abwechselnd jede Mannschaft im Abstand von maximal fünf Minuten ein Tor schießen durfte. Zuschauer und Spieler hatten ihre Freude und dos Santos wollte im Überschwang der Emotionen wohl unbedingt mehr als den einen fälligen Kasten Bier (für den Hattrick) ausgeben und handelte durch geschicktes Meckern eine rote Karte heraus – das Freilos für einen zweiten Kasten. Den Schiri befiel Mitleid, er grübelte kurz und entschied dann, eins der Tore von dos Santos am Ende einfach zu vergessen und das Spiel statt 8:5 nur 7:5 ausgehen zu lassen. Das verstand nicht mal Göktürkspor und Humboldts Geschichtsschreibung ist um eine Anekdote reicher.

Das wird das 0:2 für Görktürkspor

Hauptsache schnell satt

79 Millionen Essen werden jedes Jahr von den Mensen an deutschen Hochschulen ausgegeben. Dass denen das Essen in der Regel nicht schmeckt, galt bisher als sicher. Doch genau das Gegenteil ist richtig: Nach einer Untersuchung der Mensen der Universitäten Köln, München und der TU Berlin essen Studenten gerade das gern, was sie am meisten zu hassen vorgeben. An erster Stelle der beliebtesten Fleischgerichte steht das Wiener Schnitzel mit Pommes, dicht gefolgt von paniertem Hähnchenbrustfilet und Currywurst. Insgesamt kommen alle sogenannten „Panzerplatten", also frittierte und panierte Fleischgerichte, bei den Studenten gut an. Die seien zwar nicht gesund, so die Mensachefs, machen aber schnell satt.

Bei den vegetarischen Gerichten bevorzugen Studenten alle Formen von Aufläufen, an erster Stelle steht der Kartoffel- und der Gemüseauflauf.

Eine zweite Grundregel bestätigt die Untersuchung jedoch: Während Fleischgerichte von Studenten und hier insbesondere von Ingenieuren bevorzugt werden, essen Studentinnen lieber vegetarische Gerichte und Salate.

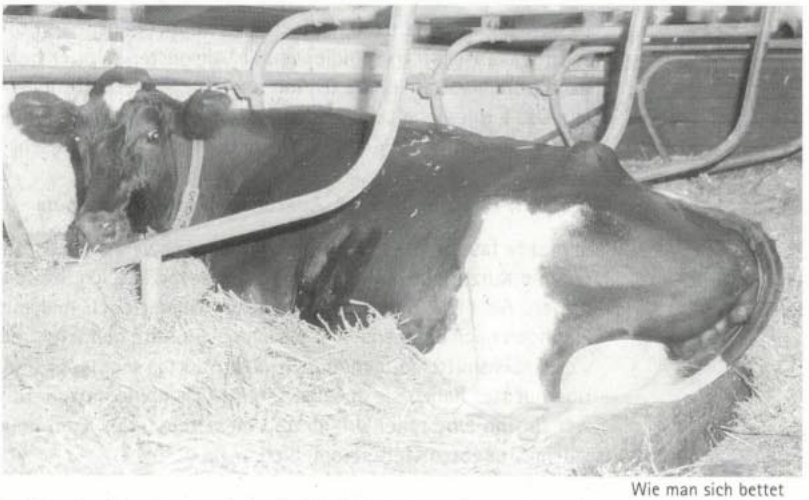
jot und Tekkno (SSG Humboldt)

Uni-Helden: Der Kuh-Kümmerer

Das da auf dem Bild ist nicht Otto Kaufmann, sondern eine glückliche Kuh. Aber die Kuh ist glücklich wegen Otto Kaufmann, der am Institut für Nutztierwissenschaften sitzt und durch seine Arbeit beweist, wie Wissenschaft das Leben zum Besseren wendet. Otto Kaufmann ist Professor für Technik in der Tierhaltung und hat sich spezialisiert auf „Kuh-Komfort". „Die Kuh", erklärt Kaufmann, „mag eine weiche, elastische und wärmegedämmte Unterlage, auf der sie ihr Euter betten kann, damit es besser durchblutet wird und die Kuh mehr Milch gibt." Kaufmann hat alles durchprobiert, damit es der Kuh gut geht: Stroh, Sandmischungen, Matten, besondere Gummimatten. Aber die Matten sind der Kuh nicht elastisch genug, außerdem rutscht sie darauf aus. Blieb das gummierte Wasserbett und siehe, es gefiel der Kuh: „Sicher, es gab Gewöhnungsprobleme mit der zunächst schwankenden Unterlage, aber die Kühe fühlten sich dann sehr wohl." Die Kaufmannschen Wasserbetten für den gehobenen Kuh-Komfort liegen jetzt in einigen Landwirtschaftsbetrieben und die dortigen Kühe geben jetzt Milch in riesigen Mengen.

Doch Kaufmann fragt sich, ob das alles so richtig ist: „Wissen Sie, der Trend geht wieder zur Natur und unser Ziel muss sein, die ökonomischen und ökologischen Anforderungen an Tierhaltung in Übereinstimmung zu bringen. Und da sagen wir vom Standpunkt der Wissenschaft: Die Kuh braucht freie Bewegung, ein Dach über den Kopf und Stroh. Sonst nichts." So einfach ist Wissenschaft. So wichtig sind ihre Erkenntnisse. Heldenhaft.

jot


Wie man sich bettet so muht man.

Das Fremde liegt in der Na

Die Professorenfinger streifen über den Globus

Von Professoren keine Spur am italienischen Gardasee

Es ist vorlesungsfreie Zeit, auch Semesterferien genannt. Über 14.000 Studenten sitzen in den Bibliotheken. Weitere 11.000 grübeln zu Hause über ihren Hausarbeiten oder büffeln für Klausuren. Zweihundertsiebenundvierzig Berliner Professoren arbeiten sich in ihren Forschungsstätten durch Berge von Papier bzw. experimentieren. Oder? Oder nicht? Wir wollten es genau wissen und fragten HU-Professoren: Wo fahren Sie diesen Sommer hin? Welche Reiseziele würden Sie einem Studenten empfehlen? Wenn Ihr also noch nicht wisst wohin und warum ausgerechnet dorthin, oder wissen wollt, wo eure Professoren die Hüllen fallen lassen, wenn's im Sommer richtig heiss wird, findet Ihr hier die Antwort.

Prof. Dr. Herbert Schnädelbach, Theoretische Philosophie

Ich verreise diesen Sommer in die Provence und Studenten können da auch hinfahren.

Dr. des. Andreas Kohring, Alte Geschichte

Ich fahr dieses Jahr wieder nicht in Urlaub. Wir wollen noch ein paar Verordnungen schreiben und so. Meine Studis fahren auch alle nicht in Urlaub, weil die Scheine machen wollen. Meine Studentischen Mitarbeiter nehmen zwar alle ihren Jahresurlaub, wollen aber in dieser Zeit an verschiedenen ehrgeizigen Projekten arbeiten, wie Haus- oder Magisterarbeiten.

PD Dr. Heide Hoffmann, Ökologie der Agrarlandschaften

Diesen Sommer fahre ich ins Tenniscamp der Hochschulsportgemeinschaft in Spindlersmühle. Ansonsten fahr ich gern nach Namibia. Das könnte ich mir auch für Studenten vorstellen. Das bürgerliche Leben holt sie sowieso bald ein, bis dahin sollten Studenten sich den Wind um die Nase wehen lassen.

Prof. Dr. Wolfram Richter, Anatomie, Virchow-Klinikum

Ich fahre fast immer in Deutschland, der Schweiz oder Österreich in Kurzurlaub. Für längere Reisen bevorzuge ich Skandinavien. Als mein Sohn noch studierte fuhr er auch mal mit Freunden nach Skandinavien. Sie haben ein Auto gemietet und viele Lebensmittel mitgenommen, da die dort ja sehr teuer sind. Übernachtet haben sie auf den schönen Campingplätzen. Das war für ihn eine toller Urlaub und nicht teuer. Das kann man jedem Studenten weiterempfehlen.

Prof. Dr. Johann Adrian, Privatrecht

Ich fahre an die Ostsee. Für Studenten hängt das Reiseziel ja oft vom Geld ab. Aber allgemein gesprochen, sollten sie dahin fahren, wo Action, Trubel und Heiterkeit herrschen, und wo man gut relaxen kann.

Prof. Dr. Elmar Kulke, Wirtschaftsgeographie

Ich fahre mit meiner Familie nach Frankreich. Wir haben dort ein Hausboot gemietet. Für Studenten kann man sagen, dass später kaum noch die Möglichkeit besteht, für so wenig Geld relativ weit weg zu fahren. Also einen günstigen Flug buchen und ein interessantes Land erkunden! Mit der Familie an die Ostsee fahren, kann man später immer noch.

Dr. Gertrud Pannier, Bibliothekswissenschaften

Ich fahre im Sommer nach Großbritannien und Litauen. Ein Student sollte möglichst viel reisen, aber nicht nur westwärts, wie USA, sondern auch Richtung Osten. Da gibt es ja viele preiswerte Angebote.

Prof. Dr. Thomas Börner, Genetik

Ich fahre nach Südtirol diesen Sommer. Ich empfehle allen, was ich selbst auch mache. Fahren Sie nicht immer an den gleichen Ort, sondern immer mal woanders hin.

Prof. Dr. Lutz Schön, Didaktik der Physik

Wo ich hinfahre weiß ich noch nicht. Gerne fahre ich mit Frau und Kindern in ein Ferienhaus nach Dänemark. Für Physikstudenten kann ich nur Großbritannien oder Amerika empfehlen, weil die Sprache ein absolutes Muss ist. Und wenn sie dabei noch was über Physik lernen könnten, wäre das toll.

Dr. Alexander Schmidt-Gerning, Neueste Geschichte / Sozialgeschichte

Diesen Sommer kann ich keine schöne Reise machen, weil ich im März schon verreist bin. In Verbindung mit einer Tagung war ich in Südafrika. Jeder sollte, wenn er die Möglichkeit hat, einmal ein Dritte-Welt-Land besuchen, um dort das Leben einfach mal zu erfahren, anstatt immer nur darüber zu lesen.

Prof. Lars-Hendrik Röller Ph.D., Industrieökonomik

Da ich beruflich viel unterwegs bin, bleibe ich im Sommer gerne mal in Berlin und genieße das Leben in den Cafés. Im Winter fahre ich meist mit der Familie Ski. Schöne Sommerferien hatte ich in Frankreich und Südspanien. Studenten sollten sich zuerst mal überlegen, was sie eigentlich wollen, entweder ausspannen, Sport machen oder sich mit Kunst und Kultur beschäftigen. Dann kann man sich gezielt entscheiden, wo man hinwill. Ach ja, in Bayern ist es sehr schön.

Prof. Dr. Manfred Krifka, Allgemeine Sprachwissenschaft

Diesen Sommer kombiniere ich zwei Konferenzen mit jeweils etwas Urlaub. Die Familie kommt auch mit. Zuerst fahren wir nach Santa Barbara (USA) und dann nach Georgien. In Texas habe ich zehn Jahre gelehrt und kann die Gegend auch als Urlaubsziel empfehlen. Auch Wanuatu in der Südsee ist sehr schön, allerdings nicht ganz einfach zu erreichen. Da muss man sich schon etwas engagieren.

Prof. Dr. Roland Wolff, Sportmedizin

Diesen Sommer? Weiß ich noch nicht. Ich suche mir immer ganz kurzfristig was Originelles. Für Studenten empfehlen? Ich war schon an so vielen schönen Orten. Da kann ich mich spontan für nichts entscheiden. Südostasien ist sehr schön und nicht so teuer. In Laos z.B. hat es mir gut gefallen und die Menschen waren besonders freundlich. Afrika ist natürlich auch sehr schön, wenn auch teilweise recht gefährlich. Aber dort habe ich oft Trucks mit Gruppen junger Leute gesehen, die dann zelteten. Ich selbst bin sehr abenteuerlustig. Da kam es auch des öfteren zu kleineren Zwischenfällen. Zum Beispiel bin ich auch schon ausgeraubt worden.

Prof. A.R. Welch (Gastprofessor aus Australien), Vergleichende Erziehungswissenschaften

Vielleicht fahren wir nach Griechenland und besuchen Freunde auf Kreta.
Wenn man nach Australien fährt, kann ich Noosa (Queensland) und Bayron Bay sehr empfehlen. Beides sind ganz reizende Gegenden mit schönem Strand und in Bayron Bay kann man oft Delphine sehen. Viele junge Leute fahren da hin, es ist nicht so teuer und man kann sich gut entspannen.

Prof. Dr. Beate Meffert, Signalverarbeitung und Mustererkennung

Ich fahre schon seit 30 Jahren jeden Sommer in den gleichen Ort auf Rügen. Ich bin auch überzeugte Nacktbaderin. Studenten sollten ruhig auch nach Brandenburg oder Mecklenburg fahren, denn da ist es ganz leer und das Gute liegt so nah. Die Natur genießen und viel radfahren, das entspannt.

Prof. Dr. Wolfgang Kaschuba, Geschäftsführender Direktor Europäische Ethnologie

Diesen Sommer mache ich keinen „richtigen" Urlaub, sondern fahre nur mal ins Ferienhaus in der Uckermark. Im Herbst geht es dann nach Sizilien. Studenten fahren ja meist weit weg, aber in der Uckermark oder in einer Dorfkneipe in Oberammergau kann der Kulturschock viel größer sein. Das Fremde liegt in der Nähe.

gefragt hat spe

Der Osten ist out

Die Reisetrends der Berliner Studentinnen und Studenten im Sommer

Wohin reisen wir diesen Sommer? Auf Billiginseln im Mittelmeer, um dort von einer Party zur nächsten zu gondeln und sonst faul in der Sonne herumzuliegen? Oder der Flug über die großen Teiche dieser Erde, um dann entweder den Ethno-Trip durch Tempelanlagen zu starten oder mit dem Mietwagen im Schneckentempo an der West Coast entlangzutuckern?

Thailand und Australien würden in den kommenden Sommermonaten boomen, so Marcel Safari vom Bereich Marketing bei Kilroy Travels. Kein Wunder: das Reiseunternehmen für StudentInnen hat im Herbst vergangenen Jahres in der Ufa-Fabrik das Australien-Projekt „dream-time" gesponsort und dabei kräftig die Werbetrommel gerührt. Weshalb Thailand so stark im Trend liegt, ließe sich schwer erklären, so Safari.

Für lächerliche 600 Mark die Woche!

Die ehemaligen Ostblockstaaten sind trotz der Dumping-Preise überhaupt nicht angesagt. Das könne daran liegen, dass wahrscheinlich auch in den Köpfen der Studis die gängigen Vorurteile über die Länder jenseits der EU festsitzen, so die Vermutung von Angelika Carretero, Mitarbeiterin im Büro von Kilroy Travels (Georgenstr. 3, nahe der HU). Rumänien & Co. hängt eben der Ruf nach, unsicher zu sein. Taschendiebstähle, Autoklau und Betrug kursieren immer noch als Synonyme für diese Länder, obwohl beispielsweise Bulgarien schon letzen Sommer zum Mallorca des Ostens für Familien avanciert ist. Das Land am Schwarzen Meer hat mit viel Sonne und schönen Stränden aufzuwarten. Und das gibt's schon für lächerliche 600 Mark die Woche inklusive Essen, Hotel und Flug! Also durchaus eine Alternative für Studis.

Weder dieses Ferienziel, noch Mallorca mit Ballermann und Söhnen interessierten Studentinnen und Studenten dieses Jahr, so Stefan Wadewitz, Mitarbeiter von STA Travel in Berlin. Die Nummer eins sind in diesem Jahr Australien und die USA. Rundreisen im Land des großen Bruders, ein Auto zu mieten und die Westküste abzuklappern – das sind einfach die Renner. Asien sei diesen Sommer weniger angesagt, so Wadewitz. Im Schnitt buchen Studis wie Otto-Normalverdienende zwei Wochen Urlaub. Generell sind Sprach- und Studienreisen beliebt – wenn es der Geldbeutel zulässt. Oft nutzen Studierende den Trip in ein anderes Land, um zu sehen, ob sie dort vielleicht studieren können.

Für alle, die hier bleiben wollen und müssen: Mama Berlin brennt einfach den Trend! Neben unzähligen Open-Air-Festlichkeiten winken heiße Dach-Sun-Sittings, der Prater-Biergarten und der Mauerpark mit Trommelsessions, Fussball und Dauergrill.

nw

Eine Studienfahrt der andern Art

Ein achttägiger Begegnungstrip in Polen

Im Grunde verabscheue ich Gruppenreisen. Ich sehe mich dann immer in einem dieser schrecklichen Seniorenbusse sitzen: Film einlegen, Fensterplatz sichern und vermutlich geht die Fahrt sogar vorbei an den Rentnerabholplätzen: Altersheimen und Friedhöfen.

Polen war alles andere als eine Butterfahrt. Das lag wohl daran, dass fast alle Teilnehmer Studenten im Safte ihrer Jugend waren. Acht Tage im Februar wurden ein unvergessliches Erlebnis, dank der Deutschen Gesellschaft e.V., ein eingetragener Verein zur Förderung politischer, kultureller und sozialer Beziehungen in Europa. Ihr Motto zu dieser Reise lautete „deutsch-polnische Jugendbegegnung". Trotz pubertärer Trinkgewohnheiten am Abend, mäkelten wir tagsüber fast nie über das vororganisierte Tagesprogramm. Wir hatten mit Schlimmerem gerechnet, zum Beispiel mit engstirnigen politischen Debatten, ausgeteilten Thesenblättern und einer offiziellen Vorstellungsrunde. Denn eigentlich befanden wir uns auf einer Studienreise, die ihre Gelder aus dem Bundeshaushalt bezog, weshalb wir auch nur 250 Mark für die Reise bezahlten. Schade, dass ausgerechnet stattfindende Begegnungen dieser Art, die dem Abbau gegenseitiger Vorurteile dienen, von Vater Staat zunehmend gestrichen werden.

Die Reise nahm ihren Ausgang am Bahnhof Zoo, wo ich beobachtete wie kleckerweise ein paar neugierige Nasen mit bunten Taschen und Dialekten eintrudelten. Im zugewiesenen Zugabteil mache ich die Bekanntschaft einer Möwe mit po-langen Haaren und der Politikstudentin Emma, die am Ende der Nachtfahrt im Zug, entnervt von unserem Hühnergegacker, ihr verzweifelt-charmantes: „Schnauze, ick will schlafen." ausstößt. Das Eis war gebrochen. Am Ende der unbequemen Nacht im Zug bzw. der achttägigen Reise sind wir ein eingeschworener deutsch-polnischer Kreis und es stellt sich heraus, dass unsere Möwe (alias Juliane) wirklich fliegen kann, zumindest auf Skiern. An wirklichen Schlaf war in dieser Nacht ohnehin nicht zu denken: Im Strumpf kratzt der Sloti und der Pass unterm Gürtel bohrt sich in meine Eingeweide. Mir ist schlecht von den vielen Vorurteilen: „Nach Polen willst du? Du rauchst doch gar nicht. Pass bloß auf dein Geld auf... ". Ich muss mal, aber die Möwe hat ihre Flügel weit von sich gestreckt und schnarcht. Es scheint unmöglich unter ihr wegtauchen zu können, es sei denn, ich wecke sie auf. Möwe kreischt. Ruckartig öffnen sich die Abteiltüren – Einbrecher, wo, was, wie? Ach, nur der Gruppenleiter: Aufwachen, wir sind da! Wo? In Krakau! Nachdem die vier Polinnen eingetroffen sind, brauchen wir noch drei Stunden nach Zakopane. Ich bin geblendet, von den Schneemassen, den 20 trockenen Minusgraden. In einer halben Stunde gibt es Mittagessen!

Nicht nur rote Beete und Wodga: deutsch-polnische Jugendbewegung in Polen

Aber dafür kann Zakopane ja nichts

Fortan hängt unsere Motivation bei sportlichen Unternehmungen vom Speiseplan ab: „Wie weit ist es noch; wann gibt es Essen?" Begegnet sich die Gruppe zufällig im Hotelflur, bewegt sich alles in slow motion. Allein der Griff nach den Zigaretten bereitet Schmerzen. Das Herunterfallen vom Skilift fordert seinen Tribut. Nach vier Tagen wissen wir: Nie wieder Sport und rote Beete. Aber dafür kann Zakopane ja nichts. Das wissen auch die zwei bis drei Millionen Touris, die pro Saison nach Zakopane stiefeln und dort Flora und Fauna zerstören. Unser dekadentes Urlaubsleben bestand im weiteren aus einer Schlittenfahrt mit Fackeln und übernervösen Pferden durchs nächtliche Koscielisko, ein Lagerfeuer mit vorbereiteten Speisen und dem Spiel einer goralen Kapelle, Wanderungen durchs Tatra-Gebirge, vorbei an schlafenden Rittern, Idiotenhügeln und vielem mehr.

In Krakau folgten wir einer Frau mit Regenschirm, besichtigten die Tuchhallen und das Königsschloss Wawel. Viel Zeit blieb danach nicht, bevor der Bus uns zurück ins Hotel brachte. Die Fahrt nach Oswiecim (Auschwitz) gestaltete sich ähnlich. Seltsam war es, auch hier wieder einer Frau mit Regenschirm zu folgen, ihren Erklärungen zu lauschen, die keine waren, von den Blitzen fotografierender Japaner geblendet zu werden und am Ende in seichte Gespräche über Straßennamen und Marienbilder in den gepflegten, kleinen Vorgärten polnischer Anwohner verwickelt zu werden. Oswiecim war ein Programmpunkt unter vielen. Die Organisatoren wurden dem Ort und dessen Geschichte damit nicht gerecht.

Letztendlich entfernten wir uns viel zu schnell von diesem Ort und unseren Erlebnissen in Polen. Auf einmal saßen wir wieder in einer schnaufenden, ratternden Maschine, deren weißer Dampf sich mit den klaren Winterwolken verband, die den Himmel entlang schwanden, als müssten auch sie fliehen.

Nächste Fluchtmöglichkeit mit der dg: Die Masuren vom 20. August bis zum 27. August und vom 27. August bis zum 3. September. Alles weitere erfahrt ihr bei Egon: Tel.: 030/ 88 41 22 88.

aal

Big bite of the Big Apple

Für wenig Geld die Welt erleben: internationale Workcamps

„Harlem? – Muss es denn ausgerechnet Harlem sein?" war die entsetzte Reaktion meiner Mutter, als ich ihr mitteilte, wo ich meinen Sommer verbringen würde.

Als ich nach zwei Tagen Downtown Manhattan an der einhundertzehnten Straße aus der U-Bahn steige, wähne ich mich in einer anderen Welt: die Häuser sind viel niedriger und teilweise sehr verfallen, die Schriftzüge an den Läden bunt und größtenteils auf Spanisch und die meisten Menschen schwarz. Hier werde ich also mit einer internationalen Gruppe die nächsten zwei Wochen lang Jugendlichen, die ihren Schulabschluss nachholen, beim Renovieren von Häusern für Obdachlose behilflich sein. Erasma trifft ein, sie soll das Camp leiten. Sie ist klein und durchtrainiert, mit massig vielen schwarzen Locken unter der „Michigan"-Baseballmütze und einem umwerfenden, ausdrucksstarken Lächeln. Im Schlepptau führt sie bereits Anna aus Finnland, Namiko aus Japan, Gwenola und François aus Paris, Larissa aus Weißrussland und Karina aus Kanada. Wir ziehen zu unserem Domizil für die nächsten zwei Wochen, einer Wohnung, die Jugendliche des Programms schon renoviert haben, die aber noch leer stehen. Mitten in der Nacht wird noch der Londoner Adam von der Polizei vorbeigebracht, denn er saß verloren vor dem „office" und wusste nicht, wo wir waren.

Am nächsten Morgen beginnt unser erster „Arbeitstag", pünktlich um acht Uhr müssen wir da sein, um am „monin' meetin" teilzunehmen. Ein Jugendlicher leitet die Arbeitswoche mit motivierenden Worten ein, wir stellen uns alle persönlich vor. Dann bekommen wir die Baustelle gezeigt, das Haus wird von innen komplett neu ausgebaut, noch sind nur provisorische Treppen und Gerüste vorhanden. Wir streichen die Fußböden des Gemeinschaftsraumes im Keller des „office" und dann weiß niemand mehr so recht, wie wir beschäftigt werden sollen, also bekommen wir frei. Die Jugendlichen beobachten uns noch mit gewisser distanzierter Skepsis und wir laden sie für den Abend zu uns ein, in der Hoffnung, dadurch die Hemmschwelle abzubauen. Wir erfahren, dass viele in der Gruppe eine harte Vergangenheit hatten, einige haben Drogen genommen oder verkauft, manche sind vorbestraft. Die Freiheitsstatue hat noch keiner von ihnen gesehen.

Überhaupt ist Harlem eine bewusstseinserweiternden Erfahrung: endlich kann man sich vorstellen, wie sich ein Nichtweißer in Deutschland fühlen muss, denn als Weißer fällt man einfach auf. Man ist anders als die anderen und das spürt man.

Auch in den nächsten Tagen werden wir auf der Baustelle nicht überfordert, ein paar Wände sind zu streichen und meistens haben wir früher frei.

Dafür haben wir umso mehr Zeit, die Stadt zu erkunden. Und mit einer echten Brooklynerin wie Erasma ist man da natürlich besonders gut beraten, um New York auch jenseits von Freiheitsstatue, Fifth Avenue und Empire State Building kennen zu lernen. Der multikulturelle Austausch blieb problematisch, auch, weil das Ganze ziemlich schlecht organisiert war und wir eigentlich gar nicht eingeplant schienen. Immerhin haben wir zwei Mädchen beibringen können, dass es in anderen Ländern andere Währungen als den Dollar gibt und auch in England Wassermelonen und, dass es ein Land gibt, das Finnland heißt. Man kann es ihnen angesichts des US-amerikanischen Schulsystems nicht verdenken. Trotzdem glauben die meisten an den American Dream, sind begeistert zu hören, dass einige von uns studieren und möchten das auch tun, glauben, dass sie es schaffen können. Real gesehen stehen die Chancen sehr schlecht, viele landen nach dem Programm wieder auf der Straße. Auf einer „Block Party" in der Bronx lernen einige von uns dann das wahre Ghetto kennen: trostlose Hochhausblocks, Polizeiautos überall, ein Basketballplatz, ein Ghettoblaster und etwas Bier und Hasch. Ein Junge, der schon ziemlich betrunken ist, hat seinen zweijährigen Sohn mitgebracht, denn seine Freundin möchte schlafen. Es ist zwei Uhr nachts.

Harlem ist wohl ein Spiegelbild US-amerikanischer Wirklichkeit, in der die sogenannten „Hispanics" vielerorts die größte Bevölkerungsgruppe mit den geringsten Chancen in der Gesellschaft stellen. Seine Bewohner kamen wahrscheinlich auch mit dem Gefühl, dass die meisten erfasst, wenn sie nach New York kommen: dass man es hier schaffen kann, dass der „Big Apple" für jeden einen Biss übrig hat.

Ja, es musste ausgerechnet Harlem sein!

ro

Foto: ro

Internationale Workcamps gibt es fast überall. Die Teilnahmegebühr beträgt 240 Mark, für Camps in den USA und Armenien 600 Mark (für jeweils zwei bis vier Wochen) und beinhalten Unterkunft und Verpflegung. In der Regel werden außerdem zwischen 50 Prozent und 75 Prozent des Flugpreises erstattet. Es gibt Camps in den Kategorien Umwelt, Renovieren, Restauration, Soziales (mit Behinderten oder Kindern), Agrikultur, Archäologie. Arbeiten muss man täglich zwischen vier und sechs Stunden, in den USA können es auch acht Stunden sein. Die Camps bestehen aus Gruppen internationaler Teilnehmer, wobei pro Land möglichst nur eine Person teilnehmen sollte.

Infos und die Broschüre, in der alle Camps zu finden sind, gibt es bei:

IJGD, Kaiserstraße. 41, 53113 Bonn, Tel.: 0228 / 228 00 11 oder www.ijgd.de

Blutige Hände und keine Technik

Die Humboldt-Universität hat das dritte Uni-Wettrudern überraschend verloren

Nach dem dritten Wettrudern der Berliner Universitätsleitungen bleibt es spannend. Nicht wie erwartet holte sich die Humboldt-Universität (HU) zum dritten Mal den Wanderpokal, sondern die Freie Universität (FU). In einem äußerst knappen Rennen konnte sie die HU mit zwei Sekunden Vorsprung besiegen. Abgeschlagen und frustriert landete wie im Vorjahr die Technische Universität auf dem dritten Platz.

Die Technische Universität muss dringend an ihrer Technik arbeiten. Auch beim dritten jährlichen Wettrudern der Berliner Universitätsleitungen am Sonntag nach Himmelfahrt auf der Regattastrecke in Grünau hatte die TU-Mannschaft beträchtliche Probleme, das Boot gerade im Wasser zu halten. Bereits auf dem Weg zum Startpunkt verlor sie bei ruhigem Wasser, aber heftigem Wind die Kontrolle über das Boot und blockierte die Rennstrecke. Nach dem Zieleinlauf vermochten es die erschöpften TU-Ruderer erst nach mehrfacher Ermahnung der Rennleitung, ihr Boot koordiniert an das Ufer zu dirigieren. Der sichtlich deprimierte TU-Präsident Hans-Jürgen Ewers war jedoch auch nach der dritten Niederlage in Folge zu einer schonungslosen Fehleranalyse bereit: „Wir sind zu alt! Es wird jetzt wirklich Zeit, dass die TU ihr Präsidium verjüngt. Schauen Sie sich doch die jungen Mannschaften auf den anderen Booten an, da haben wir keine Chance."

Vor dem Rennen etwas gegessen

Die durchschnittlich jüngste Mannschaft hatte die Humboldt-Universität (HU). Mit einer komplett neuen Auswahl um Präsidenten Jürgen Mlynek war der Humboldt-Achter angetreten, um nach zwei fulminanten Siegen dieses Jahr den Pokal endgültig an die HU zu holen. Doch der im Vorfeld zu übermütige Optimismus („Wir haben die besten Chancen") rächte sich. Ein lasches Training (erst am Wettkampftag saß man zum ersten Mal gemeinsam im Boot) und fehlendes Stehvermögen auf den letzten Metern („Die haben keine Kraft mehr!") brachte das HU-Boot um den Sieg, obwohl man fast bis zum Schluss auf der 500 Meter langen Wettkampfstrecke in Führung lag.

Überraschungssieger wurde mit einem nach den Misserfolgen der Vorjahre komplett umstrukturierten Boot die Freie Universität. Mit einer schlagkräftigen Mannschaft, geführt von der Vizepräsidentin Gisela Klann-Delius, gelang es der FU, mit nur zwei Sekunden Vorsprung in 2:26:87 Minuten der HU den Pokal abzujagen. FU-Präsident Peter Gaethgens hatte durch sein Ausscheiden aus der Mannschaft (er musste zu einer Tagung), den Weg zum Sieg freigegeben. „Jetzt sind wir die Besten", strahlte Frau Klann-Delius. Allerdings gab eine Äußerung des FU-Kanzlers Peter Lange nach dem Rennen den Gerüchten neue Nahrung, die hinter dem Erfolg der FU andere als sportliche Gründe vermuten. Man habe, so Lange, vor dem Rennen „etwas Besonderes gegessen".

Nächstes Jahr wird ab Januar trainiert

Bei der Humboldt-Universität herrschte nach dem Rennen Ratlosigkeit. Angesichts der Siege der Vorjahre, als der HU-Achter stets um Längen gewann, dürfe man die jetzige knappe Niederlage nicht geringschätzen, urteilte ein zuschauender Humboldtianer: „Das ist nicht nur eine Niederlage, das ist ein Einbruch!" Die Steuerfrau des HU-Achters, die Leiterin des Hochschulsports Gerlinde Radde, meinte fachmännisch, es habe an einer zu niedrigen Schlagzahl gelegen. „Der Rhythmus stimmte am Ende nicht mehr". Schuldzuweisungen für die Niederlage wurden aber nicht geduldet. Vizepräsident Heinz-Elmar Tenorth zeigte seine blutigen Hände („Ich habe alles gegeben!"), HU-Präsident Jürgen Mlynek urteilte diplomatisch: „So bleiben die weiteren Rennen wenigstens spannend." Die Referentin des HU-Präsidenten, Daniela Voss, kündigte jedoch eine Ausweitung des Trainingsprogramms an: „Nächstes Jahr trainieren wir ab Januar!" Dieses Jahr hatte es lediglich drei Trainingsrunden gegeben.

Ob die nächsten Rennen dann auch wie im letzten Jahr angedeutet mit einer Mannschaft der Hochschule der Künste (HdK) stattfinden werden, bleibt unsicher. HdK-Präsident Lothar Romain sagte auf Anfrage, er scheue zwar keine Auseinandersetzung mit den Berliner Universitäten, „aber dazu müsse man nicht auf dem Wasser rudern. Ich rudere hier jeden Tag im Finanznotstand."

Dass das Rudern der Universitätsleitungen angesichts der Finanzkrisen Berlins eine interessante Metapher sei, mochten die Uni-Leitungen nach dem Rennen nicht stehen lassen. HU-Präsident Jürgen Mlynek lehnt jede Verbindung von Sport und Politik kategorisch ab: „Wir lassen uns doch nicht den Spaß verderben von der Berliner Bankgesellschaft." Und sein Kollege Ewers betont: „Was wir hier machen, ist reine Freude am Sport. Aber", so fügt er sofort hinzu, „ich hoffe nicht, dass der Berliner Senat auch noch auf die Idee kommt, ein Ruderrennen über die Höhe der finanziellen Zuweisungen an die Universitäten entscheiden zu lassen." Denn dann wird es wirklich problematisch mit der Technik der TU.

jot

Steuerfrau Gisela Klann-Delius wird nach dem Erfolg der FU ins Wasser geworfen

Foto: jusch

Wie mit Doktor Hase und mir alles begann

Katechismus des Studenten XIX

Bis zur Mensa war das ein ganz normaler Tag. Es gab mal wieder kein vegetarisches Essen, man hatte die Auswahl zwischen Buletten und einer undefinierbaren, angeblich biologisch angebauten Matschpampe, die aussah wie gematschte Bulette. Wie immer. Alles wie immer, ich sage ja, bis dahin war alles normal. Ich schlenderte wie jeden Tag zum Schokoautomaten, fischte wie jeden Tag eine Mark aus der Hosentasche und wählte wie jeden Tag die Nummer 34, das ist der gute alte Snickers. Schon heute kann ich mir vorstellen, dass mich der Snickers noch mit 60 an meine Studentenzeit erinnern wird. Wenn es den Snickers dann noch gibt, aber davon gehe ich mal aus. Die haben sicher einen Vertrag mit den Matschpampeköchen. Mit diesen Gedanken griff ich also in die schwarze Klappe des Schokoautomaten, und in diesem Moment begann der Tag, anders als die anderen zu sein.

„Alle auf die Erde!" brüllt plötzlich hinter mir irgendeiner, und da wird mir auch schon eine behandschuhte Hand auf den Mund gedrückt und eine andere behandschuhte Hand schnellt mir über die Schulter, und alles geht ganz schnell, ich sehe eine Pistole neben meinem Kopf und möchte schreien, aber ich habe ja einen Handschuh vor dem Mund, und als ich merke, dass ich nicht schreien kann, da beginnt mein Herz zu rasen, und dann schwirren meine Gedanken in meinem Kopf wie wirre Bienen, und meine Augen nehmen auf, wie alle Buletten- und Matschpampeesser auf dem Mensaboden liegen, bis auf mich, ich bin eine, und nun habe ich endlich das Wort, was meine Gedanken ordnet, ich bin eine Geisel.

„Was soll das werden? Hier ist eine Mensa, keine Bank," brüllt eine Stimme von ganz hinten. Ich kann nicht erkennen, ob das eine Männerstimme oder eine Frauenstimme war; zuviel gesammelter Mut verschleiert die Stimmlage. Die ersten Frauen fangen an zu schluchzen. Ich stehe stramm mit dem Rücken am Körper des Geiselnehmers, ich kann die Pistole sehen, wie sie sich auf die Massen richtet. Oder ich fühle sie, weil sie sich an meinen Kopf drückt.

Mir wird schwarz vor Augen. Mir wird schwindelig. Ich habe Angst. Hält mich der Geiselnehmer fest? Gleich kippe ich um. Das ist nur ein Traum. Ich muss kotzen. Pistole an meinem Kopf. Ich stehe stramm, meine Gedanken überschlagen sich, mein Körper funktioniert, ruhig drückt er sich an den Bauch des Mannes, der mein Leben beenden könnte. Ruhig bleibt mein Körper, und er kippt nicht um und kotzt nicht, nur meine Gedanken tun sowas. Ich muss mich besinnen. Der Geiselnehmer brüllt, ich höre ihn nicht. Ich versuche, meine Gedanken zu ordnen. Zeitlupe. Ich blicke mich um. Augenpaare starren mich an.

Ganz vorne bewegt sich etwas. Es ist Doktor Hase. Vor einer Stunde noch saß ich entspannt in seinem Seminar über die Ironie in der Kunst, starrte ihm wie alle Mädchen in die Augen und freute mich auf meinen Snickers.

Doktor Hase liegt jetzt auf dem Mensafußboden und zieht langsam die Beine unter seinen Körper. Der Geiselnehmer brüllt, irre ist er, die Pistole fuchtelt durch die Gegend, der Arm um meinen Körper lockert sich. Da weiß ich plötzlich, was der Hase will. Ein Wort schießt in meinen Kopf. Überwältigen. Bilder rauschen durch mein Gehirn, Gladbeck, bewaffnete Polizisten, ein Junge wird erschossen, Angst in Augen von Müttern, Flugzeugentführungen, Bilder zurechtgemacht für die Tagesthemen. Ich blicke auf Doktor Hase. Er hockt schon, und dann springt er, springt auf mich, wir fallen, ein Schuss fällt, ein Schrei stößt aus, ich falle noch immer, ich falle auf den Geiselnehmer, die Mensa hält den Atem an, ich werde weggezogen, ich verstehe das alles nicht.

Mir wird später berichtet, der Schuss wäre in die Decke gegangen. Hase hat sich einfach auf uns draufgeworfen. Der Schuss hat sich gelöst, die Mensa hat nun ein Loch. Überwältigt hat man ihn, den Geiselnehmer, und in der Zeitung wird am nächsten Tag stehen, er sitze nun in der Psychiatrie. Daneben ein Bild von mir und Hase.

Mein Hase. Mein Retter. Ich werde weggezogen, ich fange an zu weinen, und als die Polizei eintrifft, sind plötzlich Hases Arme um mich herumgeschlungen. In seinen Armen weinen tut mir so gut. „Danke," sage ich zum fünfzehnten Mal, und er zum fünfzehnten Mal darauf: „ Es hätte auch in die Hose gehen können." Wir lassen uns nicht mehr los. Hases Arme um meinen Körper, meine um seinen, Klaus heiße er, sagt er. „Hase," sage ich. Wir werden verhört, wir sind verstockt, wir lassen uns nicht mehr los. Wir beginnen, uns zu küssen. „Komm mit zu mir," sagt er. Und dann geben wir noch ein Interview für die Berliner Zeitung, und noch eins für die Tagesthemen, und Arm in Arm lassen wir uns filmen und fotografieren. Und dann gehe ich mit zu ihm. Man soll ja nicht alleine sein, nachdem man eine Geisel war. Nie mehr soll man alleine sein.

aw

Metropolen in Deutschland

Hohne – Spielball der Energien

„Fahr nicht fort – kauf' im Ort!" So lautet der Werbeslogan der Hohner Gewerbetreibenden e.V. Hieran kann man bereits ganz gut das Problem der einstigen niedersächsischen Metropole erkennen. Der Ort stirbt langsam aber sicher aus. Was den nicht aufzuhaltenden Prozess der Verödung eigentlich bedingt, soll an dieser Stelle einmal genauer betrachtet werden.

Es sei die Lage Hohnes, begründet die Intelligenzia des Dorfes die strukturellen Probleme. Gut, daran besteht sicherlich kein Zweifel. Ganz im östlichen Zipfel des Landkreises Celle gelegen, wird Hohne oft vergessen, wenn es darum geht, die Busverbindungen zur Kreisstadt auszubauen oder die Leitungen für Kabelfernsehen zu verlegen.

„Aber Hohne liegt doch in der Lüneburger Heide", mag da mancher denken. „Und diese weiten Wiesen und Flure mit hochaufragenden Baumgipfeln und sich sanft wölbenden Hügeln (sehr, sehr sanft). Und diese Getreidefelder und Kartoffeläkker...!" Bestimmt gibt es den einen oder anderen, der Gefallen an diesem Landstrich findet, aber seien wir doch mal ehrlich: Dort wohnen? Für immer? Abgenabelt vom Puls der Zeit? Verschollen in den Weiten des Heidekrauts? Nein, so gestresst und ruhebedürftig kann ein Mensch nicht sein!

Da hätten wir also schon einmal den Grund dafür, dass es keine Neuzugänge gibt und somit auch kein frisches Blut in dem noch 1.200-Seelen-Dorf. Dabei hat Hohne einmal ganz vorne mitgemischt, was Industrie und Wettbewerb anging. Das drittgrößte deutsche Erdölfeld soll es gewesen sein, so munkelt man, als die Deutsche Erdöl Aktiengesellschaft (DEA) in den fünfziger Jahren die Idylle für ihre Zwecke entdeckte. Bohrtürme über Bohrtürme schossen in dem Maße aus der Erde, dass die ganze Umgebung frappierende Ähnlichkeit mit der Heimat des derzeitigen US-amerikanischen Präsidenten bekam. Die Hohner waren so irritiert, dass ein neu entstandenes Nachbardorf auch gleich Texas genannt wurde. Heute erinnert nur noch eine umfunktionierte Ölpumpe auf dem Dorfplatz an den einstigen Wohlstand. Die DEA ist dabei, ihre Zweigstelle zu schließen und die Dörfler bleiben mit fragenden Blicken zurück.

Wer nichts wird , wird Windradparkwirt und zwar in Hohne

45 Großwindräder für Hohne

Aber da wäre ja schon ein neues Projekt, das wieder frischen Wind durch die verpennten Köpfe der Anwohner brausen lassen könnte: Europas größter Windpark! Oder auch „Windindustrieanlage", wie sie die romantischen Gegner nennen, die sich in einer Bürgerinitiative zusammengefunden haben, um ihre doch soeben wiedergefundene Ruhe und Idylle mit allen Mitteln zu verteidigen. Und da wird auch nicht vor der Entfachung eines Bürgerkrieges haltgemacht. Auf einer Fläche von rund 1.140 Bundesliga-Fußballfeldern sollen 45 Großwindräder mit einer Höhe zwischen 135 und 175 Metern und insgesamt 67 Rotoren konstruiert werden. In Hohne, jawoll! Weil es doch immer so schön windig auf den sanften (wirklich sehr sanften) Hügeln ist. Der Windpark, das wäre DER Touristenmagnet. Die junge, windkraftbegeisterte Generation würde ihren Weg hierher finden. Innerhalb weniger Monate würde Hohne aus allen Nähten platzen.

Jedes einzelne Mitglied des Gewerbevereins könnte sich 'ne goldene Nase verdienen und somit ist Hohne in zwei Lager gespalten, in die Befürworter und die Gegner des Parks, mit der einst beispielhaften Nachbarschaftshilfe ist es vorbei. Und auf ein freundliches „Guten Morgen" beim Bäcker oder bei „Ankermann", der ortsansässigen Edeka-Filiale, wartet man wohl vergebens. Selbst vor kleinen oder größeren Terroraktionen, wie dem Bau eines Schweinestalls in der Windzugrichtung des Gegners oder dem Boykott einzelner Spieler eines lebenswichtigen Tennispunktspiels wird nicht haltgemacht. Man muss nämlich wissen: der gemeine Hohner ist militant!

Sich gegenseitig die Nadeln der Schützenorden ins Gesicht rammen

Zum Glück gibt es ja das alljährliche „Friedensfest". Eigentlich heißt es ja Schützenfest, aber seiner Wirkung nach müsste es ins Erstere umbenannt werden. Denn hier liegen sich plötzlich, nach entsprechendem Bierkonsum und diversen „Lütjen Lagen" (eine niedersächsische Spirituosenspezialität), die sonst verfeindeten Parteien in den Armen und rammen sich gegenseitig die Nadeln der Schützenorden ins Gesicht. Aber davon merken sie ja, dank der betäubenden Wirkung der „Lütjen Lagen", nichts. Die Tatsache, dass eigentlich jeder männliche Bewohner des Dorfes auch Mitglied im Schützenverein ist (wer sich dieser alten Tradition nicht verschreibt, der hat sowieso schon verloren), hat zur Folge, dass die Uniformierten an diesen drei Tagen alle gleich aussehen und gezielte Anschläge schon deshalb unmöglich sind. Vielleicht einigt ja auch das Schützenfest dieses Jahr die Gegner und Befürworter der Windkraftanlagen, damit die Hohner Gewerbetreibenden endlich ihren Slogan ändern können.

kj

Ein Brief an MacGyver

Lieber Angus! Endlich ist es soweit. Der Tag, von dem ich seit zehn Jahren träume, ist da. Ich hatte schon alle Hoffnungen aufgegeben und mich mit meinem Schicksal abgefunden. Zu guter Letzt kann ich Dir doch einen Brief schreiben. Ich weiß nicht, wo ich beginnen soll. Es gibt so vieles, das ich dir mitteilen möchte und nun hemmt mich die Möglichkeit, es einfach zu tun. Mir ist, als kenne ich Dich besser als Du Dich selbst.

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, als ich Dich zum ersten Mal sah. Du warst in Budapest und hattest von einem alten Bekannten einen Mikrofilm mit geheimen Informationen erhalten. Kurz darauf war er tot. Doch die Szene, die mir im Gedächtnis haften blieb, war, als Du an einer Ampel gewartet hast mit einem Eis in der Hand und einer verspiegelten Pilotensonnenbrille auf der Nase. Du hattest mich so beeindruckt, dass ich mein Sparschwein knackte und mit meinem Ersparten das erste Schweizer Armeemesser kaufte. Da es die einfache Version war, ohne Lupe, Schere, Pinzette und Zahnstocher, hatte es nur die große Klinge, eine Nagelpfeile, einen Dosenöffner, wobei ich erst nach einigen Sehnenscheidenentzündungen herausfand, wie er richtig zu handhaben war, und den Schraubendreher mit Flaschenöffner. Überhaupt ließ ich keine Gelegenheit aus, das MacGyver-Werkzeug auszuprobieren. Ich machte es mir zur Angewohnheit, mein Messer immer bei mir zu tragen und stockte meine Ausrüstung noch um eine Rolle Klebeband auf, genau wie Du. Ich lernte von Dir neben vielen anderen Dingen, immer auf alles vorbereitet zu sein. Man weiß nie, ob man plötzlich in eine ausweglose Situation gerät, aus der man sich nur noch befreien kann, indem man nutzt was vorhanden ist. Ich habe immer darauf gewartet, in eine solche Situation zu geraten, doch es sollte nicht sein und heute wäre ich wahrscheinlich doch überfordert, mit einem Plastikbecher, einem Kugelschreiber und zwei Kaugummis, eine Bombe zu entschärfen. Doch damals hätte ich es gekonnt.

Ich weinte und ich litt mit Dir

Doch das Wichtigste, was ich von Dir lernte, war die Bedeutung des Wortes Freundschaft. Du hattest viele Freunde und warst immer für sie da, auch für Jack Dalton, der Dich immer wieder für seine zwielichtigen Geschäfte mit ins Boot holte und Du am Ende dafür verantwortlich warst, die Suppe auszulöffeln. Doch trotz all seiner Fehler und Intrigen, um Dich für seine halsbrecherischen Abenteuer zu gewinnen, warst Du sein Freund. Durch Dich wusste und weiß ich, die Bedeutung einer wahren Freundschaft zu schätzen und seitdem stand ich immer zu meinen Freunden und war immer für sie da, auch in Momenten, in denen es gerade nicht passte. Doch im Grunde warst Du der beste Freund, den ich hatte. Immer wenn es mir schlecht ging, wartete ich, bis ich Dich wiedersehen konnte und Dich ein neues Abenteuer erwartete. Ich weinte mit Dir und ich litt mit Dir, wenn ein guter Freund von Dir starb, Pete Thornton, Dein bester Freund und Dein Chef bei der Phoenix Foundation in Gefahr geriet und später sein Augenlicht verlor und ich endlich über Deinen Vornamen, der lange ein Geheimnis blieb, im Klaren war. Das Geheimnis lüftete sich, als ein junger Mann auftauchte mit dem zweiten Vornamen Angus, den er in Anlehnung an seinen leiblichen Vater erhalten hatte. Wie sich später herausstellte, war es Dein Sohn, von dessen Existenz Du und ich nichts wussten. Woher auch, denn bis dato dachte ich Du, wärst asexuell, da bei Deinen vielen Freundinnen nie mehr als ein Kuss drin war. Das hätte ich nach all den Jahren, die wir zusammen verbracht haben, nicht von Dir gedacht.

Auf die Dauer langweilig

Doch abgesehen von all den guten Zeiten und dem Spaß den wir hatten, gab es Momente in Deinem Leben, die ich nicht nachvollziehen konnte. Dein Aussehen verschlimmerte sich in den Neunzigern immer mehr. Ich verstehe Deine modischen Entgleisungen bis heute nicht. Wie konntest Du nur mit dieser Fußballerfrisur herumlaufen und diese hässliche Bomberjacke tragen, die überhaupt nicht zu Dir passte. Schon mal darüber nachgedacht, dass Kathi Witt vielleicht deswegen mit Dir Schluss gemacht hat? Nebenbei wurden in dieser Zeit Deine Geschichten und Abenteuer die Du erlebtest immer schwächer. Die Folgen, in denen Du in der ganzen Welt herumgereist bist waren und sind bis heute die besten. Doch als Du ständig den moralischen Zeigefinger erhobst, konnte ich nicht mehr soviel mit Dir und Deinen Erlebnissen anfangen. Dein soziales Engagement in allen Ehren, doch es war mir zu viel des Guten und auf die Dauer langweilig. In dieser Zeit begann mein Abnabelungsprozess. Es war die Zeit meiner Emanzipation von Dir. Ich fing an, meinen eigenen Weg zu gehen. Doch trotz dessen habe ich viel von Dir gelernt und werde unsere gemeinsame Zeit nie vergessen. Ich möchte mich bei Dir bedanken und würde mich sehr über eine Antwort freuen. Ich weiß natürlich, dass Du viel um die Ohren hast. Doch vielleicht findest Du die Zeit, mir ein paar Zeilen zu schreiben und bei der Gelegenheit vielleicht ein Autogramm zu schikken. Ich wünsche Dir alles Gute.

trp

MacGyver läuft dienstags auf Kabel 1 gegen 22:15 Uhr und sonntags auf Sat 1 um 14:05 Uhr. Autogrammadresse: Richard Dean Anderson, c/o Paramount, 5555 Melrose Ave., Los Angeles, Ca 90024.

Foto: promo

Tipps und Termine

Vortragsreihen

Jour-Fixe im Kaiserin-Friedrich-Haus
Seminarraum, Robert-Koch-Platz 7
Informationen: www.bwg-berlin.de
20. Juni
Kranksein bei Dichtern und Schriftstellern
Referent: Prof. Dr. Horst Stobbe, ehem. Leiter der Hämatologischen Abt. der Charité
19 Uhr
4. Juli
„Wissenschaft 2033"
Die Wissenschaft der Zukunft: Beispiel Medizin, vorgestellt von Habilitanden der Medizin
18 Uhr

Institutskolloquium Politik und Kultur
Europäische Ethnologie
Schiffbauerdamm 19, Raum 001
18 Uhr
Informationen: Frau Wagner, Tel.: 30874-350

19. Juni
AG „Rechtsradikalismus in der BRD"
Referenten: Falk Blask und Peter Niedermüller u.a.

26. Juni
AG „Alltäglicher Rassismus"
Referent: Wolfgang Kaschuba u.a.
03. Juli
Podiumsdiskussion

Auf Leben und Tod. Diskussionsreihe zur Ausstellung „Körperwelten"
19:30 Uhr
Institut für Anatomie
Friedrich-Kopsch-Hörsaal
Philippstraße 12
Informationen: Prof. Dr. Gottfried Bogusch, Tel.: 450 536 077
21. Juni
Grenzfragen von Kunst und Medizin
Referent: Prof. Dr. Horst Bredekamp, HU
05. Juli
Podiumsdiskussion
„Sprachen im Kontakt – Sprachen im Konflikt"
Ringvorlesung im Rahmen des Europäischen Jahres der Sprachen 2001
August-Boeckh-Haus
Raum 557, Dorotheenstr. 65
18 bis 19:30 Uhr
Informationen: www.sprachenzentrum.hu-berlin.de/aktuell
27. Juni
„Baskisch – Sprachkontakt und Sprachkonflikt"
Referent: Dr. Martin Haase, TU Berlin
11. Juli
„Sprachkontakt und Sprachkonflikt am Beispiel des ukrainischen Substandards"
Referentin: Dr. Elena Stadnik, Institut für Slawistik der HU

Vorträge, Diskussionen, Kongresse

15. Juni
Wissenschaftliches Kolloquium
Cyberfeminismus. Feministische Visionen mit Netz und ohne Boden? (Teil II)
Referenten: Zöe Soufoulis, Sydney; Andre Hapke, Jana Korb, HU; Tanja Paulitz, Kassel; Jutta Weber, Bremen; Ingeborg Reichle.
9 bis 16:30 Uhr
Probebühne, Sophienstraße 22 a
Informationen: Dr. Heidi Schelhowe, Tel.: 2093-3183

19. Juni
68. Berliner Medizinhistorischer Nachmittag
Medizin im Museum: Bestand und Zukunft des Berliner Medizinhistorischen Museums
Referent: Prof. Dr. Thomas Schnalke
Institut für Geschichte der Medizin, Seminarraum
Ziegelstraße 5-9
17 Uhr
Informationen: Frau Sander, Tel.: 2802-6181

20. Juni
Kruzifix und Schafott. Bilder im Strafvollzug der frühen Neuzeit
Referent: Dr. Achim Timmermann
20 Uhr
Hauptgebäude, Hörsaal 3075,
Informationen: Tel.: 2093-4288/4319

- Hausarbeit
- Abschlussarbeit
- Dissertation
- Korrekturlesen + Layout
- Lektorat
- Prüfungsvorbereitung

?

fast
First-Class Assistance for Students & upcoming Scientists

!

bietet
Beratung, Betreuung und Intensivkurse

Bochumer Str. 10, 10555 Berlin
Fon: (030) 392 92 70 Fax: (030) 399 072 11
Internet: www.fast-berlin.de

Akademischen Auslandsamt

Veranstaltungen im Internationalen Club „Orbis Humboldtianus"

Hauptgebäude, Raum 3120
Informationen unter: www2.rz.hu-berlin.de/auslandsamt

22. Juni
Kubanischer Länderabend
Kubanische Austauschstudenten stellen ihr Land vor und beantworten gerne Fragen zu Land und Leuten oder zu Studienmöglichkeiten auf Kuba. Außerdem gibt es Musik und landestypische Speisen.
18 Uhr

28. Juni
Studieren in Kanada und den USA
Referentin: Dr. Ursula Grawert
17 Uhr

12. Juli
Studieren an den Partneruniversitäten der HU in Mittel- und Osteuropa sowie DAAD-Jahresstipendien
Referentin: Hannelore Grüneberg
15 Uhr

12. Juli
Arbeits- und Studienaufenthalte in Afrika, Asien und Lateinamerika (ASA-Programm) im Sommer 2001
Referentin: Ulrike Brodien, 17 Uhr

Tipps und Termine

21. Juni
Studierenden-Symposium
Hat die Nation im Norden eine Zukunft?
– Ein Konzept im Wandel der Zeit
Nordeuropa-Institut, Mossezentrum
Raum 116, Schützenstraße 21
9 bis 18 Uhr
Informationen: Jan Stampehl und Katharina Woellert, Tel.: 20196-748 und unter http://go.to/nordicnations-symposium.

28. Juni
Helmholtz-Vorlesung
Klimamodelle als wissenschaftliches und gesellschaftliches Problem
Referent: Prof. Dr. Hans von Storch
Hauptgebäude, Kinosaal
18:30 bis 20 Uhr
Informationen: www2.hu-berlin.de/hzk

11. Juli
Geschichte der Berliner Universitäten
Der SDS im Fadenkreuz des „Kalten Krieges"
Referent: Prof. Dr. Bernd Rabehl
Hauptgebäude, Raum 3120b
16 Uhr
Informationen: Prof. Dr. Roland Köhler, Tel.: 296 14 50

Kultur

19. Juni
Fight Club (OmU)
20 Uhr,
veranstaltet vom Kinoklub der HU,
Kinosaal, Hauptgebäude

26. Juni
Suna no onna/ „Die Frau in den Dünen"
Japanischer Filmclub im Arsenal
Potsdamer Platz
19 Uhr
Veranstalter: Zentrum für Sprache und Kultur Japans

4. Juli
Sommerfest der LGF
Fest mit Akademischer Feierstunde
Invalidenstr. 42
12:30 bis 0 Uhr

Konzert cappella academica
Sopran: Susann Schade
Eintritt: 18 Mark, ermäßigt 10 Mark
Eintrittskarten: Tel.: 030 94108018,
Informationen unter:
www.hu-berlin.de/musik.

4. Juli
Zionskirche, Berlin-Prenzlauer Berg
20 Uhr

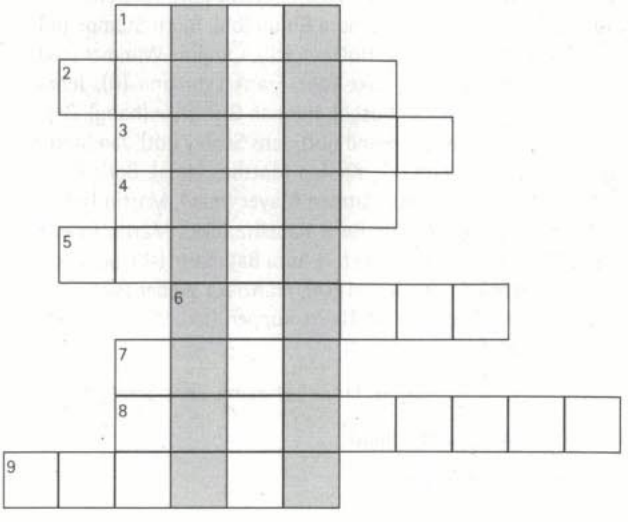
7. Juli
Berlin-Buch, Künstlerhof
Alt Buch 45-51
17 Uhr

12. Juli
Humboldts Philharmonischer Chor
E. Wolf-Ferrari: La Vita Nuova für Soli, Chor und Orchester im Berliner Dom,
20 Uhr,
Kartenhotline: 678 01 11
Informationen unter:
www.BerlinerKonzerte.de.

Rätsel

Alles neu macht der Mai – und so gibt es im Juni mal ein ganz anderes Rätsel. Wer die Begriffe für die waagerechten Zeilen finden will, muss sich in die reichhaltige Welt der Fauna begeben. Ganz im Kontrast dazu ergibt sich senkrecht in den grau unterlegten Spalten dann eine Weisheit, die ein gewisser Geheimrat Goethe olle Faust in den Mund gelegt hat – so ähnlich jedenfalls. Schickt diese Weisheit bis zum 25. Juni 2001 an die Redaktion.

1. gegen den hatte der schnelle Hase keine Chance,
2. saumäßiger Nachkömmling,
3. rosarot nur im Film,
4. List und Tücke sind sein Markenzeichen,
5. wer 'nen Vogel hat, hat meist diese,
6. Kindsträger aus dem Ammenmärchen,
7. Stern in den Lüften,
8. kleiner Bruder des Hasen,
9. beinahe Wassers Ursprung ist dieses auch ihr Lebensdomizil.



Lösung aus UnAuf 120:
1. Erfolg, 2. Urform, 3. dexter, 4. Mixtur, 5. Barock, 6. Parole, 7. Ratten, 8. Mutter.
Lösungswort: Foxtrott

Liebesbriefe

Zur UnAuf 120 allgemein

Liebe UnAuf!
„Maikäfer, flieg", ein skripturaler Krieg. Daß er von mir ausging, steht außer Frage, meine Kritzelei hätte jedem Graphologen kalten Schweiß auf die Stirn getrieben. Aber ich hoffe, der verstimmten Redaktion Genüge zu tun. Meine Entschuldigung im Extrabrief.

Helmut Schinkel

Liebe UnAuf!
Nachtrag oder Extrablatt, wie Sie's nehmen mögen. Es kam alles anders.
Am Freitag beabsichtigte ich, eine Kurzinformation der Hauspost zu übergeben, vergaß aber das Einwerfen. Schuld daran war Sachsenfratz Monilein in der Säule, Frau Günther nämlich, die mich becircte. O, Evastochter!
(2)
Nun bekommen Sie alles insgesamt in einem Kuvert.
Ich erzähle. Ostermontag in „Kaiser Wilhelm", Gottesdienst. Bischof und Gemeindepfarrerin in liturgischem Weiß. Vor der Abendmahlsausteilung knien beide am Altar. Faszinierend das. Noch während der Zeremonie – sie dauerte lange wegen Fülle! – begann ich auf Knien zu schreiben. Mit einer Stanze feierte ich den Ablauf.
(3)
Himmelfahrt, Donn. Wieder Bischof Huber, ein Kanzelredner par excellance. Mich durchzuckte es, ein Motiv. Noch während er predigte, formten sich in mir vier Verszeilen über den Mann, die ich draußen auf der Bank zu Papier brachte.
Dann Postfacheinwurf.
In beiden Fällen habe ich „urzeitlich" gekritzelt. UnAuf, Du warst es nicht allein, die es traf.
Bitte um Nachricht.

Herzlich grüßend Helmut Schinkel

30. Mai 2001
Liebe UnAuf!
Gestern Domstar Aljona, Pfarrerin im Entsendedienst, Mittagsandacht.
Sie zeigt sich vorher in der Apsis. Sie inspiriert, fasziniert. Noch vor Beginn beginne ich zu schreiben. Ich kritzle, wie vordem bei Euch. Ich verschreibe mich. Aber dennoch: die Stanze ist 12h fertig. Zusammen mit der Kollektenmark kommt sie in den Klingelbeutel.
Und jetzt tue ich mein im Foyer Gekritzeltes in den Hauspostkasten.
Nichts für ungut.

Helmut Schinkel

Sehr geehrter Herr Schinkel!
Manchmal fällt es uns schwer, Ihnen zu folgen, Ihre Entschuldigung nehmen wir dennoch an, obwohl wir auch diesmal Probleme hatten, Ihre Zeilen zu entziffern. Zudem sind wir irritiert davon, dass Ihnen beim Essen und beim Beten ausschließlich unzüchtige Dinge in den Kopf kommen. Das Gedicht, das Sie erwähnt haben, würde uns übrigens sehr interessieren.

Ihre UnAuf

Impressum

UnAuf**gefordert**
Die Studentinnen- und Studentenzeitung der Humboldt-Uni.

Erstmals erschienen am 17. November 1989

Herausgeberin: StudentInnenparlament der HU

Verantwortliche Redakteure für diese Ausgabe:
Hark Machnik (hm), Kathrin Bienert (kb), Oliver Tripp (trp), Martina Stütz (mast)

Redaktion: Janina Thiel (aal), Alexander Florin (alf), Andreas Stirn (ast), Annika Waldhaus (aw), Barbara Braun (bb), Björn Stumpe (bj), Manfred Zeller (bob), Christine Holbach (ch), Caroline Wimmer (cw), Denise Klink (dk), Dorothee Lüke (do), Frank Lehmann (fl), Jenny Schlüter (jes), Julia Schröder (jusch), Hannah Gritschke (hang), Beatrix Altmann (ix), Johannes Freund (jof), Jens Schley (jot), Jan Sternberg (jps), Kristin Joachim (kj), Kirsten Matthes (kma), Boris Kruse (kru), Martin Hartmann (mh), Carmen Mayer (may), Martin Uebele (mue), Nena Heydenreich (nh), René Kabelitz (okk), Martin Raasch (raa), Julia Roth (ro), Ronni Vuine (rv), Sara Baumann (sb), Solomom Bergen-Bartel (sbb), Steffi Hensel (sh), Franziska Weber (sic), Steffen Vogel (sv), Tim Blöthe (tim), Ulfert Köppen (uk), Wolfram Baier (wb), Xenia Dudek (xen)

Verantwortlich für Anzeigen: Frank Lehmann, Jens Schley

Titel & Satz: Marco Rahn (maat)

Illustration: Ralph Hauser

Kürzel dürfen nur von Redaktionsmitgliedern verwendet werden. Alle Artikel geben die Meinung des jeweiligen Autors wieder.

Kontakt:
Humboldt-Universität zu Berlin
Unter den Linden 6, 10099 Berlin
Hauptgebäude Raum 3022
Tel.: 2093-2288, Fax: 2093-2754
eMail: unaufgefordert@student.hu-berlin.de

Öffentliche Redaktionssitzungen: montags um 18.00 Uhr im Raum 3022

Belichtung: Medienraum des RefRat

Druck: FATA MORGANA Verlag, Brunnenstr. 181, 10119 Berlin

gedruckt auf Recyclingpapier im Trockenoffsetverfahren, Auflage: 5.000

Für alle Fakten besteht das Recht auf **Gegendarstellung** in angemessenem Umfang. **Nachdruck** nach vorheriger Nachfrage möglich. Wir bitten um Quellenangabe und Belegexemplar. Die Redaktion behält sich vor, **Leserinnen- und Leserbriefe** gekürzt zu veröffentlichen.

Redaktionsschluss dieser Ausgabe: 28. Mai 2001
Redaktionsschluss der Nr. 122: 2. Juli 2001
UnAufgefordert Nr. 122 erscheint am 11. Juli 2001.

Was hat sie, was ich nicht habe?

- **Anerkannt in über 90 Ländern**
- **Ungezählte Vergünstigungen weltweit**
- **Studententarife für Flüge in alle Welt**
- **ISIConnect – die kurze Leitung in die Welt**

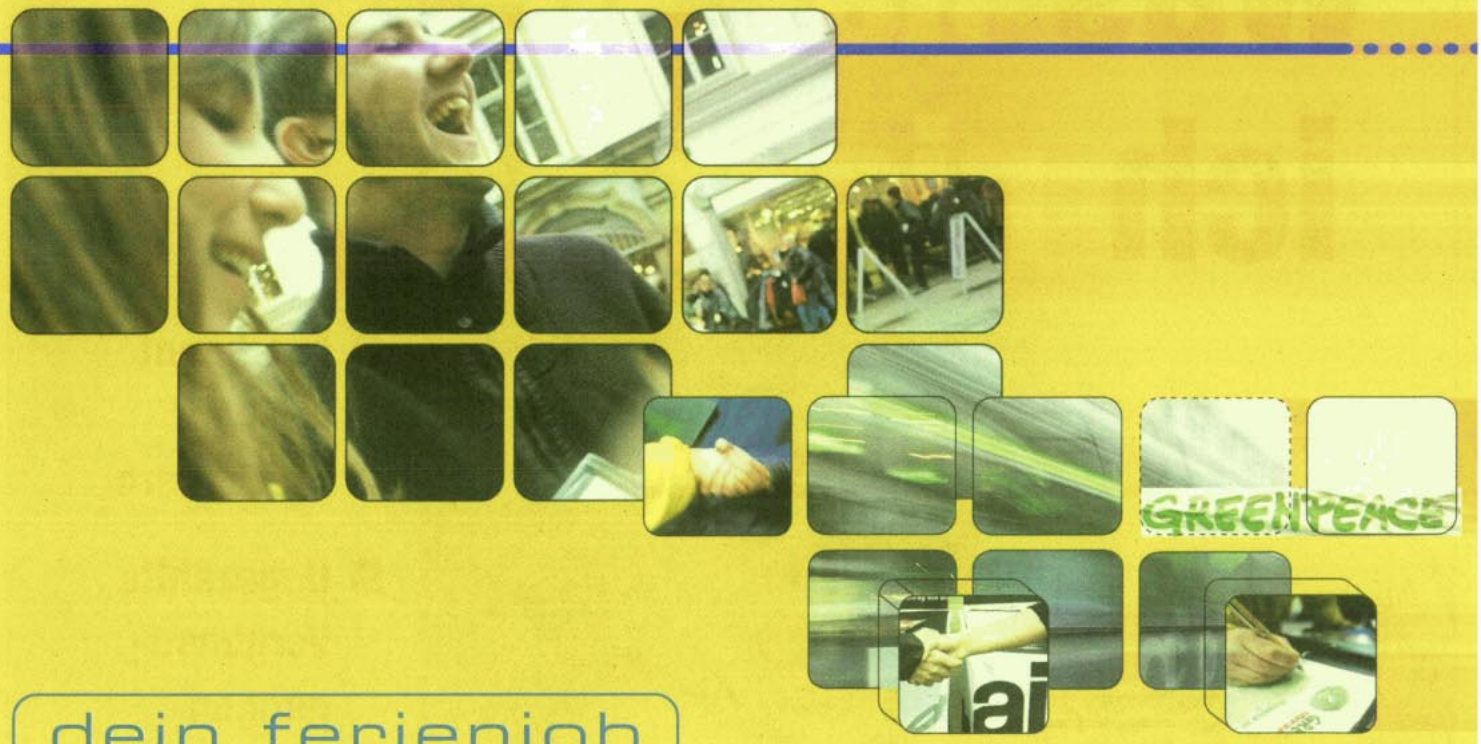
International Student Identity Card

gültig von September 2000 bis Dezember 2001

ISIC

Den ISIC gibt's beim RefRat der Humboldt-Universität.

DialogDirect
der ansprechende ferienjo



dein ferienjob

selbstvertrauen setzen wir voraus...

www.ferienjob.com

infoline 0700-DIALOGER
34256437

...den rest zeigen wir dir!

DialogDirect der ansprechende ferienjob www.ferienjob.com infoline 0700-DIALOGER 34256437